

Archiv
für
Diplomatik
Schriftgeschichte
Siegel- und Wappenkunde

begründet durch

EDMUND E. STENGEL

herausgegeben von

W. HEINEMEYER und K. JORDAN

22. Band · 1976

BÖHLAU VERLAG KÖLN WIEN

Die humanistische Schrift und die Anfänge des Humanismus in Basel

von
MARTIN STEINMANN

Übersicht: Verzeichnis der zitierten Handschriften und Exemplare alter Drucke S. 376. – Abgekürzt zitierte Literatur S. 377. – Vorwort S. 377. – Einleitung S. 378. – 1. Das Konzil S. 385. – 2. Die Universität und Peter Luder S. 394. – 3. Johannes Heynlin a Lapide S. 411. – 4. Johannes Reuchlin S. 428. – Terminologie der Buchstabenformen S. 437. – Abbildungen nach S. 437.

Verzeichnis der zitierten Handschriften und Exemplare alter Drucke

(Zahlen ohne weitere Angaben beziehen sich auf die Anmerkungen. Handschriften und Inkunabeln aus dem Besitz der Universitätsbibliothek Basel werden mit der bloßen Signatur zitiert, bei auswärtigen Codices geht stets die Angabe der Bibliotheksheimat voran.)

Aarau, Kantonsbibliothek Mscr. Wett. Fo. 26/VI: 126. – Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek 2^o Cod. 125: 107; Abb. 27. – Basel, Staatsarchiv Erziehungsakten X 1, 1 Nr. 77: 129; Abb. 31. Z 2 Nr. 1: 43, 202; Abb. 10. Z 2 Nr. 10: 44; Abb. 7. Z 2 Nr. 13: 46; Abb. 8. In CC 2: 175; Abb. 45. Klosterarchiv, in Kartaus Q 3: 192. In Kartaus Q 5: 33; Abb. 6. Maria Magd. 458: 127. Universitätsarchiv B 1: 188; Abb. 57. – Basel, Öffentliche Bibliothek der Universität A I 5: 84; Abb. 21. A I 27: 22; Abb. 1. A I 32: 35; Abb. 11. 12. A II 23: 173, 174; Abb. 48–50. A III 17a: 20. A VI 34: 20, 109. A VII 8: 185, 186; Abb. 54. A VII 12: 155, 168; Abb. 42. A VII 13: 138, 139; Abb. 39. A VIII 16: 114, 124; Abb. 29. A X 6: 55. A X 16–19: 191. A X 38: 194. A X 119: 126; Abb. 30. A XI 23: 194a; Abb. 59. C I 29: 118. C II 11: 118. D II 2: 117. D II 4: 117. D III 2: 117. D III 16: 117. E I 11: 23. E I 9: 30; Abb. 9. E II 15: 121. E III 4: 23. E III 15: 201; Abb. 60. F I 2: 86; Abb. 22. F I 4: 156. F I 5: 146–154; Abb. 33–37. F II 16: 207. F II 23: 24a. F II 26: 164; Abb. 47. F II 42: 80; Abb. 25. F III 1: 54; Abb. 17. 18. F III 2: 54, 56. F III 3: 156–161, 163, 172; Abb. 41. F III 7: 20, 106. F III 20: 119. F V 27: 54, 79; Abb. 24. F V 32: 83. F V 47: 50. F VI 16: 66, 163; Abb. 46. F VIII 1: 52, 55–62, 64, 66, 70, 72–75; Abb. 19, 20. F VIII 3: 23; Abb. 5. F VIII 10: 122. F IX 5: 138, 139, 182; Abb. 38. G II 30, 2f.: 192; Abb. 58. O II 7: 120. O III 23: 42, 182–184; Abb. 53, 55. N F II 16: 207; Abb. 61. A A III 14a: 45. A N II 3: 76, 77, 208, 213, 214; Abb. 23, 62, 64, 65. A N II 42: 66. A N IV 14: 87–93; Abb. 26. A N VI 1: 225. B c III 5: 132–135, 162; Abb. 32. C C IV 11 Nr. 1: 188a. C H V 19: 59, 62. D F III 4: 210; Abb. 63. Inc. 105: 187; Abb. 56. – Colmar, Bibliothèque municipale mscr. 55 (3): 115. mscr. 394 (17): 117. – Freiburg i. Br., Universitätsbibliothek Hs. 89: 102. – London, British Museum Egerton 1927: 181. Harley 2485 (olim 8617): 105. Add. Ms. 41068: 205. – Milano, Biblioteca Ambrosiana ms. C 17 sup.: 16; Abb. 3. Cimelio ms. 1: 9. – Modena, Biblioteca Estense ms. est. α W 1, 3:

69. – Montreal, R. Klibansky cod. Klibansky 3: 177. – München, Bayerische Staatsbibliothek Clm. 261: 67. Clm 466: 67; Abb. 14. Clm 18298: 39. – München, Universitätsbibliothek Mscr. 4^o 810: 21. – Padova, Museo civico Mscr. B.P. 954: 14; Abb. 2. – Paris, Bibliothèque nationale mscr. lat. 5494 A: 137, 140. mscr. lat. 6520: 112. mscr. lat. 7809: 96. mscr. lat. 9325: 37. mscr. lat. 12101: 13. mscr. lat. 16683: 141. Suppl. gr. 212: 200. – Parma, Biblioteca palatina Ms. Parm. 2802: 110. – Prag, Staatsbibliothek (Praha, Státní knihovna ČSR – Universitní knihovna) XXIII F 106: 53, 59, 64. XXIII F 194: 55, 177, 178; Abb. 51, 52. Tübingen, Universitätsarchiv I 82: 104; Abb. 28. – Tübingen, Universitätsbibliothek Mscr. M c 176: 138. – Vaticano, Biblioteca apostolica lat. 3302: 203. lat. 3908: 69; Abb. 16. Palat. lat. 870: 48, 68, 98–100; Abb. 13, 15. Palat. lat. 884: 50. Palat. lat. 1769: 101. Urb. lat. 264: 101, 202, 204. – Venezia, Biblioteca Marciana Class. 9, I: 11. – Wien, Österreichische Nationalbibliothek cod. 2289: 143. cod. 3308: 218. cod. series nova 2617: 145. Palat. phil. Gr. 251: 109. Palat. suppl. Gr. 43: 217.

Abgekürzt zitierte Literatur

AK Die Amerbach-Korrespondenz, ed. A. HARTMANN (Basel 1942ff.)
BHR Bibliothèque d'Humanisme et Renaissance (Paris, später Genf, 1941ff.)
BZGA Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde (1902ff.)
CLA E. A. LOWE, Codices latini antiquiores (Oxford 1934ff.)
GW Gesamtkatalog der Wiegendrucke (1925ff.)
NDB Neue Deutsche Biographie (1953ff.)

Vorwort

Wenn vom Basler Humanismus die Rede ist, wird üblicherweise zuerst Erasmus genannt, von Früheren etwa Johannes Reuchlin und Sebastian Brant. Für die Anfänge pflegt man auf das Konzil und Enea Silvio hinzuweisen. Zwischen dem Ende des Konzils und dem Auftreten Reuchlins und Brants liegt aber ein rundes Vierteljahrhundert. Es stellt sich also die Frage, ob eine kontinuierliche humanistische Tradition durch diese Zeit hindurchführe.

Die vorliegende Arbeit geht auf indirektem Weg an das Problem heran: Es ist bekannt, daß die italienischen Humanisten im 15. Jahrhundert ihre eigene Schrift entwickelt und gepflegt haben, und daß sich diese Schrift bald auch nördlich der Alpen verbreitet hat. So läßt sich untersuchen, wann und wo sie in Basel auftritt, ob sich bei ihren ersten Vertretern zugleich auch Einflüsse humanistischer Bildung nachweisen lassen, und schließlich, ob unter den Frühhumanisten irgendwelche Gruppen festzustellen sind. Dabei ist das Argument der Schriftformen umso wertvoller, als es nicht an die Aussage des Textes geknüpft ist, sodaß sich in der an einschlägigen Quellen armen Zeit neues Material gewinnen läßt.

Auch wenn sich die vorliegende Untersuchung weitgehend auf Basler Handschriften bezieht, verdankt sie doch viel auch anderen Sammlungen.

Allen meinen auswärtigen Kollegen, die mir mit Auskünften und der Vermittlung von Photographien geholfen haben, gebührt mein herzlicher Dank. Besonders verpflichtet aber bin ich Herrn Dr. Max Burckhardt, meinem Vorgesetzten in der Basler Handschriften-Abteilung, der mein Unternehmen mit großem Wohlwollen und manchen nützlichen Hinweisen unterstützt hat, sowie Herrn Dr. Christoph Vischer, der mir als Bibliotheksdirektor zum Abschluß der Arbeit im Frühling 1973 eine teilweise Entlastung von den Amtsgeschäften verschafft hat. Schließlich hat die Freiwillige Akademische Gesellschaft in Basel die Kosten für den größten Teil der Photographien übernommen.

Das Manuskript ist im Sommer 1973 fertig geworden, einzelne Nachträge sind später dazugekommen. Ungefähr gleichzeitig mit der Publikation wird auch der erste Band des Katalogs der datierten Handschriften der Schweiz erscheinen, bearbeitet von B. von SCARPATETTI. In jenem Werk wird man zu manchem hier behandelten Manuskript weitere Angaben und Schriftproben finden. Verweise im Einzelnen ließen sich leider nicht mehr einarbeiten.

Einleitung

Der Begriff des Humanismus läßt sich so verschieden definieren, daß zuerst klargelegt werden soll, wie er im Folgenden gefaßt wird. Die mittelalterliche Bildung ruhte weitgehend auf der Antike, nicht nur in der Sprache, die selbstverständlich lateinisch war, sondern auch in der Religion, welche die griechischen und römischen Kirchenväter durch fünf Jahrhunderte wesentlich geprägt hatten. So war es eine naheliegende Aufgabe, antiken Vorbildern nachzueifern, und bewunderndes Studium der klassischen Autoren, Bemühung um korrekte Texte und Pflege der eigenen Sprache ziehen sich als ein bald nachdrücklich bewußtes, bald halb vergessenes Anliegen durch das ganze Mittelalter. Wo es als „Humanismus“ hervortritt, zeigen sich als typische Begleiterscheinungen ein optimistisches Verhältnis zur Welt und zum Menschen, die eigene Persönlichkeit schiebt sich in den Vordergrund. Dem Humanisten wird die glückliche Gestaltung seines diesseitigen Lebens zur hohen Aufgabe, er erlebt alle Höhen und Tiefen eines solchen Versuches, und die Klage des Alters ist ebenso kennzeichnend für ihn wie der Jubel der Jugend¹.

¹ Vgl. etwa den Sammelbd. von M. SEIDLMAYER, Wege und Wandlungen des Humanismus (1965). Eine engere, von der „Bildung und Gelehrsamkeit“ ausgehende Definition gibt P. O. KRISTELLER, Der italienische Humanismus und seine Bedeutung (Basel 1969).

Die Bewegung, welche als der eigentliche Humanismus gilt und durch die Renaissance schließlich aus dem Mittelalter hinausführen sollte, ist von Italien ausgegangen, und als ihr Vater gilt mit guten Gründen Petrarca. Sie wirkte schon im 14. Jahrhundert anregend auch auf andere Länder, im 15. hat sie sich über das ganze Abendland ausgebreitet. Ihre ersten, isoliert wirkenden Vertreter im Norden pflegt man als Frühhumanisten zu bezeichnen. In unserem Zusammenhang genügt es aber nicht, daß sie italienische Einflüsse aufnahmen, entscheidend wichtig ist vielmehr, daß sie sich als Glieder einer neuen Schule verstanden. Wo sie das taten, konnten sie auch äußerliche Kennzeichen ihrer Gruppe pflegen, und dazu gehörte die humanistische Schrift. Die Grundlage des Humanismus, wie er sich durchsetzen sollte und schließlich für alle Gebildeten verbindlich wurde, war aber nicht ein neues Lebensgefühl, sondern sie bezog sich vor allem auf Sprache, Methode und Denkweise: klassisches, geschmeidliches Latein, Kenntnis der Antike, ihrer Literatur und Geschichte, philologische Sorgfalt und Rückgriff auf das Alte, Ursprüngliche. Die humanistische Schrift verband sich mit diesen Idealen, aber seit dem Anfang des 16. Jahrhunderts stand sie nun als Attribut etwa für zeitgemäße Bildung, und es ist von da an nicht mehr möglich, aus der Schrift den Humanisten im vollen Sinne des Wortes zu erkennen. „Humanistische“ Schrift ist von dieser Zeit an eine reine Gattungsbezeichnung, das Prädikat läßt sich nur noch historisch erklären.

Die humanistische Schrift ist als Wiederaufnahme der karolingischen, d. h. vorgotischen Minuskel um das Jahr 1400 in Florenz aufgekommen; Poggio Bracciolini war der erste, der sie für ganze Texte verwendete, doch seine Neuerung war von dem humanistischen Kreis um Coluccio Salutati getragen, und sein Beispiel machte rasch Schule². Die Vorbilder

² Vgl. vor allem B. L. ULLMAN, The origin and development of humanistic script (Roma 1960; *Storia e letteratura* 79). Der früheste humanistische Schreiber außerhalb Italiens, der bisher bekannt geworden ist, war Peter von Rosenheim (1380-1433): Nach einem längeren Aufenthalt in Italien hat er die Melker Ann. in der neuen Schrift fortgesetzt (Probe bei A. CHROUST, *Monumenta palaeografica*, 1902ff., Ser. 2, Tafel 371). Ein anderes frühes Beispiel ist die niederländische Hs. Leyden UB, Lips. 50 von 1439 (G. I. LIEFTINCK, *Manuscripts datés conservés dans les Pays-Bas I*, Amsterdam 1964, S. 89 Nr. 206 u. Tafeln 462-464; vgl. dazu LIEFTINCK in: *Storia e Letteratura* 94, Roma 1964, S. 283f.). Der Auftraggeber dieses Bandes, Antoine Haneron, hat selber ein *Compendium de brevis epistolis* verfaßt, das schon bald in Wiener humanistischen Kreisen bekannt war, s. K. GROSSMANN, Die Frühzeit des Humanismus in Wien bis zu Celtis' Berufung 1497 (in: *Jb. für Landeskunde von Niederösterreich*, NF 22, 1929) S. 247f. Vgl. auch unten S. 392f. Das sind einzelne Versuche. Erst um die Mitte des Jh. werden die humanistischen Hss. häufiger, und zwar nicht nur auf dem Kontinent, sondern auch in England, vgl. N. DENHOLM-YOUNG, *Handwriting in England and Wales* (Cardiff 1964) S. 73 und Tafel 25 mit einer Probe von 1456. S. auch Anm. 105.

wurden im Einzelnen nach ästhetischen Gesichtspunkten ausgewählt, bestimmend waren (oder wurden jedenfalls) die vollen runden Formen des 11. und 12. Jahrhunderts^a. Neben der nicht bindenden Buchminuskel standen schon früh humanistische Kursiven, welche aus der Angleichung florentinischer Kanzleischriften an die karolingischen Buchstaben entstanden waren. Haben wir damit schon Mischformen vor uns, so hat sich die humanistische Schrift überhaupt nach eigenen Gesetzen entwickelt und sich bald von ihrem Vorbild entfernt. Die unmittelbare Nachahmung alter Formen, die an ihrem Anfang gestanden hatte, ist als Ausnahme zu betrachten und hat sich nur selten wiederholt^a. *Antiquas reparas renovasque figuras*, lobte ein Zeitgenosse die Tätigkeit Ciriaco d'Anconas^a: neben der *reparatio*, dem Wiederherstellen des Alten, steht die *renovatio*, die schöpferische Erneuerung. Außerdem hatten die Florentiner die Schreibtechnik ihrer spätkarolingischen Vorbilder, die auch die gotische war, unverändert beibehalten: sie schrieben die humanistische Minuskel mit der breiten, schräg geschnittenen Feder. Erst in den Kursiven kamen schmälere Federn mit geringem oder keinem Kontrast zur Anwendung. Niccolò Niccoli gebrauchte sie in Anlehnung an zeitgenössische gotische Gebrauchsschriften. Wichtiger wurden Tendenzen, auf die Minuskeln des 9. Jahrhunderts zurückzugreifen, die noch einen starken kursiven Einschlag hatten und mit wenig Kontrast geschrieben wurden. In Florenz setzten sich Ansätze dazu vorerst nicht durch, aber Guarino brachte ein solches Modell schon früh nach Verona, dort übernahm es unter anderen Flavio Biondo^b. Vollends schnurförmig ohne Kontrast schrieb dann der bereits erwähnte Ciriaco d'Ancona. Er mag die Technik wie die Art seiner oft exzentrischen Ligaturen von der zeitgenössischen griechischen Kursive übernommen haben, aber zugleich kam er darin einem Aspekt der spätantiken Kursive nahe wie keiner zuvor. Sein Einfluß auf die venezianische Schreibtradition und weit darüber hinaus war beträchtlich.

^a ULLMAN S. 54. Es gab freilich Ausnahmen: Giovanni Pontano experimentierte eine zeitlang mit beneventanischen Formen, wohl aus patriotischen Gründen, s. B. L. ULLMAN, Pontanos handwriting and the Leiden manuscript of Tacitus and Suetonius (in: *Italia medioevale e umanistica* 2, 1959) S. 309–335.

^b Vgl. J. P. ELDER, Clues for dating Florentine humanistic manuscripts (in: *Studies in philology* 44, 1947) S. 128. Eine Ausnahme machte Pontano (s. Anm. 3). Leonhard Wagners *Proba centum scripturarum* (vgl. Anm. 37) dagegen ist ein Produkt antiquarischen Interesses: Wagner schrieb seine Rotunda und hat wohl nie ernstlich daran gedacht, sich ganz einer seiner altertümlichen Formen zuzuwenden.

^c Zitiert bei E. CASAMASSIMA, *Literulae latinae* (in: S. CAROTI und S. ZAMPONI, *Lo scrittoio di Bartolomeo Fonzio umanista fiorentino, Documenti sulle arti del libro* 10, Milano 1974) S. XII.

^d CASAMASSIMA S. XIVff.

Die humanistische Schriftreform betraf zuerst vor allem die Minuskeln. Soweit die Majuskeln nicht ihre gotische Gestalt behielten oder äußerlich dem Stil angepaßt wurden, griff man auch für sie auf die in der Spätantike wurzelnden Auszeichnungsschriften älterer Codices sowie auf früh- und hochmittelalterliche epigraphische Vorbilder zurück. Erst um die Mitte des 15. Jahrhunderts, und nicht in Florenz, sondern in Norditalien – Zentren waren Padua und Verona –, wurden im Zusammenhang mit epigraphischen Studien die antiken Inschrift-Majuskeln in die humanistische Schrift aufgenommen^e, und bald sind sie mit ihr zu einer untrennbaren Einheit verwachsen. Die Ausbreitung der humanistischen Schrift in Italien und ihr Verhältnis zur Tradition sind im übrigen noch kaum erforscht^d. Klar ist jedenfalls, daß die gotischen Formen noch kräftig weiterlebten^e und daß sie sich auf die verschiedensten Arten mit neuen Elementen verbanden, daß für anspruchsvolle Manuskripte aber doch rasch das Florentiner Vorbild üblich wurde.

Maßgebend für diesen Erfolg war nicht in erster Linie eine Krise der gotischen Schrift. Wenn Petrarca sich in einem oft zitierten Brief über die Schreiber seiner Zeit beklagt, deren Werke aus der Ferne schön aussähen, beim Lesen aber die Augen angriffen und ermüdeten^f, so meinte er damit die hoch stilisierte Textura und Rotunda. Bereits er selber hat einen Ausweg aus der Sackgasse gefunden, indem er die einfache Alltagsschrift nach dem eigenen Geschmack und vorgotischen Mustern abwandelte: so ist die „Semigotica“ entstanden^g, und sie war der humanistischen Schrift keineswegs unterlegen. Wenn sie trotzdem wieder verdrängt wurde, so gab den Ausschlag einmal die Überzeugung Poggios und seines Kreises, daß das Alte, nämlich die karolingischen Codices, auch das Beste sei, wobei die

^e Nicht nur in der Schrift, sondern auch auf anderen Gebieten folgte die Renaissance zuerst vorgotischen mittelalterlichen Vorbildern und lernte erst allmählich, davon die ursprünglich antike Tradition zu unterscheiden, s. CASAMASSIMA S. X–XII.

^d Vgl. P. HERDE, Die Schrift der Florentiner Behörden in der Frührenaissance, ca. 1400–1460 (in: AD 17, 1971) S. 302–335, und TH. FRENZ, Das Eindringen humanistischer Schriftformen in die Urkunden und Akten der päpstlichen Kurie im 15. Jh. (in: AD 19, 1973) S. 287–418 u. 20 (1974), 384–506.

^e Ein unverfälscht buntes Bild, in welchem allerdings Kanzleischriften im Vordergrund stehen, bieten etwa die Abb. in der großen *Storia di Milano* (Milano 1953ff.) Bd. 6 u. 7. Vgl. auch P. HERDE, Die Schrift der Florentiner Behörden in der Frührenaissance (ca. 1400–1460) (in: AD 17, 1971) S. 302–335. Eine Unters. liegt für die Inkunabeln vor: C. F. BÜHLER, *Roman type and roman printing in the fifteenth century* (in: *Bibliotheca docet*, Festgabe für Carl Wehmer, Amsterdam 1963) S. 101–110.

^f Fam. 23, 19, 8.

^g G. CENCETTI, *Lineamenti di storia della scrittura latina* (Bologna 1954) S. 259ff.; s. auch unten S. 385ff.

Schrift, die ursprüngliche Orthographie (vor allem die wiederhergestellte Diphthongierung) und die Reinheit des Textes untrennbar zusammen gesehen wurden, und daß seine strikte Nachahmung zu den richtigsten und schönsten Ergebnissen führen müsse, und dann die Tatsache, daß diese „neoklassische“ Schrift zum Kennzeichen der Humanisten überhaupt wurde: Wer zu ihrem Kreis gehören wollte, mußte sich ihrer bedienen, ganz gleichgültig, ob es andere ebenbürtige Möglichkeiten gegeben hätte.

Die Humanisten bezeichneten ihre Schrift als *scriptura antiqua*, und der Schluß liegt nahe, sie hätten sie für die Schrift der von ihnen so verehrten Antike gehalten. Das trifft in dieser generellen Formulierung jedenfalls nicht zu⁸. Vielmehr hieß die karolingische Schrift *antiqua* seit dem Aufkommen der „modernen“ gotischen Formen; Belege dafür sind bereits aus dem 13. Jahrhundert bekannt. Ob den Gelehrten des 15. Jahrhunderts schon klar gewesen sei, daß sie sich eine mittelalterliche Schrift zum Vorbild genommen hatten, ist freilich eine andere Frage. Daß der Inhalt vieler karolingischer Manuskripte lange nach dem Ende der Antike entstanden sei, mußte zwar jeder merken, der auch nur über die elementarsten literaturgeschichtlichen Kenntnisse verfügte. Ob aber die Römer anders geschrieben hätten, konnte man damals nur schwer feststellen – ein einziges Buch in einer vergleichbaren antiken Minuskel ist bis zum Ende des Mittelalters in Italien bekannt geblieben⁹. Von der historischen Vorstellung der Humanisten aus standen sich zwei Thesen gegenüber: Wer allein die Scholastiker mit ihrer ganz auf der Logik fußenden, der literarischen und künstlerischen Bildung feindlichen Methode ablehnte (sie waren neben den durch alle Zeiten sich hinziehenden weltfeindlichen Strömungen des christlichen Mönchtums die Hauptgegner), der konnte zur Überzeugung gelangen, daß die echte *eruditio* bis ins 11. und 12. Jahrhundert hinein weitergelebt habe. So wußte etwa Coluccio Salutati die Werke Bernhards von Clairvaux, Abälards, Hildeberts von Lavardin und anderer durchaus zu schätzen, auch wenn er sie den Schriften der Alten nicht gleichsetzen mochte. Von diesem Standpunkt aus war die Rückkehr zur karolingischen Minuskel ganz unproblematisch. Die Italiener aber, die

⁸ Vgl. E. CASAMASSIMA, *Litterae gothicae, note per la storia della riforma grafica umanistica* (in: *La bibliofilia* 62, 1960) S. 109–143. Über die Vorstellungen von einer antiken Minuskel s. C. WEHMER, *Die Namen der „gotischen“ Buchschriften* (in: *Zentralbl. für Bibliothekswesen* 49, 1932) S. 14f.

⁹ Ein Flavius Iosephus de antiquitatibus Iudaicis aus Mailand (jetzt Ambrosiana, Cimelio Ms. 1), in einer kursiven Minuskel des 6. Jh. geschrieben (CLA 3, 304). Auf seine Schrift hat wohl zuerst Pontico Virunio 1509 hingewiesen, s. E. CASAMASSIMA, *Per una storia delle dottrine paleografiche dall'umanesimo a Jean Mabillon* (in: *Studi medievali*, ser. 3, vol. 5, 2, 1964) S. 532f.

den nationalen Gesichtspunkt hervorhoben und die französischen Scholastiker zusammen mit den anderen Barbaren und allem, was sie in der Völkerwanderung und später durch das Mittelalter getan hatten, als kulturlos abtaten, sie mußten in die hohen Zeiten der eigenen Vergangenheit, in die heidnische Antike und die christliche Spätantike zurückgreifen, für die Leistungen des Mittelalters und damit auch für eine mittelalterliche Schrift blieb bei ihnen kein Platz¹⁰. Zweifellos haben die Humanisten die Formen ihrer Schrift als antik oder doch als der Antike nahestehend empfunden¹¹, und mancher war rasch bereit, einen neu entdeckten Codex hoch ins Altertum zu datieren. Dennoch haben sie nicht ganz vergessen, daß die einzige ganz authentische Buchschrift die Majuskel der wenigen erhaltenen spätantiken Handschriften sei, und so gibt es denn auch größere humanistische Texte in Capitalis¹². Sie waren freilich schwierig zu schreiben und mühsam zu lesen, die Herrschaft der Minuskel haben sie nie bedroht.

Im allgemeinen glaubt man zu wissen, wie eine humanistische Schrift aussieht. Untersucht man aber die Literatur oder geht Angaben in neueren Handschriftenbeschreibungen nach, so zeigt sich bald, daß die Verwirrung hier nicht geringer ist als auf anderen Gebieten der paläographischen Nomenklatur¹³. Vor allem zwei Faktoren sind dafür verantwortlich. Der erste sollte eigentlich durch die allgemein anerkannte Definition der humanistischen Schrift erledigt sein, spielt aber offensichtlich immer noch

¹⁰ Über diese beiden Strömungen und das Verhältnis des früheren italienischen Humanismus zum Mittelalter vgl. E. GILSON, *La philosophie au moyen-âge* (Paris 1962) S. 720–740.

¹¹ Man vgl. etwa was viel später, am Ende des 16. Jh., der Schreibmeister Giovan Francesco Cresci sagt: „... le Maiuscole antiche Romane ... hanno dato talmente il lume dell'arte della penna in formare i buoni caratteri che n'è poi pervenuta ne' nostri tempi la lettera antica tonda, la Cancellaresca antica ovale ... le quali, se bene anticamente non erano in uso, sarebbono però primo di hora venute a luce, se dal furor, e paure barbaresche sopradette non fossero stati lungo tempo impediti i begl'ingegni“ (L'idea ... 66, zitiert nach E. CASAMASSIMA, *Trattati di scrittura del cinquecento italiano* (Milano 1966) S. 67. Eine andere Ansicht freilich vertritt noch MABILLON, wenn er von der karolingischen Minuskel spricht, „quae a minutae Romanae forma paullum recedit“ (De re diplomatica 1, Paris 1681, S. 46 D).

¹² Etwa ein Eusebius, geschrieben in Padua 1450 (Venedig, S. Marco Class. 9, I; s. J. WARDROP, *The script of humanism*, Oxford 1963, Abb. 3), und die Vorrede zur *Anthologia graeca* Planudea, Florenz 1494 (GW 2048); s. CASAMASSIMA, *Per una storia* (wie Anm. 9) S. 527ff.

¹³ Verwirrend können vor allem die „Gothica-Humanistica“ und die „Humanistica-Cursiva“ bei F. EHRLER und P. LIEBAERT, *Specimina codicum latinorum Vaticanorum* (1927) Tafel 46f. wirken. Beide haben mit humanistischer Schrift im heutigen Sinn nichts zu tun.

mit: Nicht alles, was von einem italienischen Humanisten oder von einem Humanisten in Italien geschrieben worden ist, darf als humanistische Schrift bezeichnet werden, auch eine undefinierbare Klarheit der Buchstaben allein kann eine solche Benennung nicht rechtfertigen. Schwerer wiegt etwas anderes: als „humanistisch“ im strengen Sinne werden oft Formen der neuzeitlichen Druck-Antiqua betrachtet, und alles, was davon abweicht, gilt dann als „Gotico-Antiqua“ oder „Fere humanistica“. Dabei wird ein erstarrter Kanon als Maßstab genommen, die ganze Entwicklung aber negiert, und ihre Formen werden als unrein abgetan. Es ist besser, die „Antiqua“ nur als einen Spezialfall, nämlich als die weitgehend erstarrte Druckform der humanistischen Schrift zu definieren.

Da die humanistische Schrift eine Wiederaufnahme der karolingischen Minuskel ist, sind ihre Kennzeichen notwendig dieselben, welche die karolingische Minuskel von der gotischen Schrift des 15. Jahrhunderts unterscheiden. Dabei sind zwei Kategorien zu berücksichtigen: Erstens Eigenheiten allgemeiner Art, welche zwar zu einer reinen humanistischen Schrift notwendig gehören, ebenso legitim aber in einer gotischen Schrift, vor allem auch in der Semigotica auftreten können. Es sind vor allem als Einzelformen gestaltete, breite und runde Buchstaben und dadurch bedingt ein helles Schriftbild (in den der Kursive nahestehenden Schriften wird diese Erscheinung noch gefördert durch schwachen Kontrast der Züge, also gleichmäßigen, eher leichten Strich), dann die Vermeidung von Verbindungsschlaufen auch in der Kursive, schließlich eine Vorliebe für Majuskelformen im Wortinneren und am Wortende. Das zweite dagegen sind Formen der karolingischen Minuskel, welche in der gotischen Schrift ganz oder doch beinahe ausgestorben waren. Wo sie im 15. Jahrhundert auftauchen, darf man deshalb einen humanistischen Einfluß annehmen, auch wenn das Schriftbild noch so „gotisch“ wirkt. Wir kennen mehrere solche Kennzeichen, etwa gerades *d*, gerades *s* am Wortende, *e* mit Zunge, *g* mit vom oberen Körper abgesetzter, mehr oder weniger geschlossener Unterlänge, die Bogenligatur *ct* und die *&*-Ligatur. Sie treten durchaus nicht immer gemeinsam auf, und zwei von ihnen sind schließlich wieder verschwunden: das gerade Schluß-*s* ist wohl ästhetischen Erwägungen zum Opfer gefallen, während die Zunge des *e* durch eine Veränderung des Duktus verloren ging. Im 15. Jahrhundert spielten gerades *d* und gerades Schluß-*s* die wichtigste Rolle, sie konnten auch einzeln eine Schrift als humanistisch kennzeichnen. Sie in erster Linie fielen damals auf, und mancher Schreiber glaubte, sich durch ihre Verwendung genügend auszuweisen, auch wenn er am gotischen Gesamtbild seiner Schrift nichts änderte.

I. Das Konzil

Eine erste Gelegenheit, die humanistische Schrift gründlich kennen zu lernen, muß sich den Baslern während des Konzils geboten haben. Unter den Teilnehmern an der Kirchenversammlung gab es natürlich Italiener, und sie haben die neuen Formen gekannt, zum Teil auch selber geschrieben. Was aber von ihrer Tätigkeit in der Stadt am Rhein erhalten geblieben ist, kann in keiner Weise als repräsentativ gelten. Ihre privaten Aufzeichnungen und die Bibliotheken haben die Prälaten meist wieder mitgenommen, als sie Basel verließen; es ist heute nur schwer noch etwas davon zu fassen. Schriftstücke für fremden Gebrauch aber – dazu gehörten die offiziellen Akten, Urkunden und die meisten Schreibearbeiten – durften nicht allzu weit vom allgemein Üblichen abweichen. Deshalb bedienten sich die Italiener in solchen Fällen einer Semigotica.

Die Semigotica, noch im 14. Jahrhundert aufgekommen, sucht wie die humanistische Schrift klare, einfache Formen, sie ist breit, rund, isoliert die einzelnen Buchstaben und vermeidet Schlingen und andere entbehrliche Züge. Dabei vollzieht sie aber keinen Bruch mit der Tradition, sondern geht von den gotischen Schriften aus, sie ist also in ihren Einzelheiten von der karolingischen Minuskel unabhängig. Weithin entwickelt sie überhaupt keinen verbindlichen Kanon, sodaß man besser von semigotischen Tendenzen sprechen müßte. Immerhin werden als charakteristisch geschlossenes kursives *a*, rundes *r* und sigmaförmiges Schluß-*s* genannt. Der berühmteste Vertreter der Semigotica war Petrarca, später wurde sie besonders in Norditalien üblich, fehlte aber auch in der Toscana nicht und hielt sich bis weit ins 15. Jahrhundert hinein. Ihrem ganzen Charakter nach stand sie humanistischen Einflüssen offen, und die humanistische Schrift hat sie denn auch überflügelt und in sich aufgenommen¹⁸.

Unser erstes semigotisches Beispiel hat der venezianische Gesandte auf dem Konzil, Giovanni Francesco Capodilista, in den Jahren 1434 bis etwa 1436 zum eigenen Gebrauch geschrieben. Der Autor, Professor der Jurisprudenz in Padua, benützte den Aufenthalt am Konzil, um sich von Kaiser Sigismund seinen alten Adel bestätigen und neue Titel und Privilegien verleihen zu lassen. Die Ergebnisse der familiengeschichtlichen Forschungen, die dazu nötig gewesen waren, trug er in einen schmalen Per-

¹⁸ Vgl. CENCETTI, Lineamenti (wie Anm. 7) S. 262–266. Ein Beispiel der Semigotica in offiziellen Konzilsakten ist die beglaubigte Abschr. der Basler Dekrete in Paris BN, Ms. lat. 12101 (Facsimile bei F. STEFFENS, Lateinische Paläographie (*1929) Tafel 112. Ähnliche Schrift zeigen manche Hss. und Urk. jener Zeit, doch bleiben ihre Schreiber meist anonym.

gamentband ein, welchen er schon vorher (aber ebenfalls in Basel) mit prächtigen Miniaturen hatte schmücken lassen¹⁴.

Capodilista war kein Schönschreiber, aber er hat sich bei seiner Arbeit offensichtlich Mühe gegeben. Er verwendet keine Formen, welche nicht auch in gotischen Schriften zu finden wären, und doch unterscheidet sich sein Werk von allem, was damals nördlich der Alpen üblich war: die Buchstaben sind breit, sie wirken rund, und ihre dünnen Linien ergeben ein helles Bild, wie es dem landläufigen Ideal durchaus nicht entsprach. Von den eben erwähnten für die Semigotica charakteristischen Buchstaben dagegen findet sich nur das geschlossene kursive *a* (in dieser halb kursiven Schrift ohnehin zu erwarten), jedoch nicht das runde *r*, und alle Arten des Schluß-*s* durcheinander. Der Semigotica lag eben mehr ein neues Schönheitsempfinden zu Grunde als irgendwelche Regeln. Bemerkenswert sind schließlich in unserer Probe die Übergänge vom geschwungenen Schluß-*s* mit Unterlänge zur sozusagen geraden Form. Nur die fehlende Oberlänge verrät, daß wir es hier nicht mit dem humanistischen Buchstaben karolingischer Abkunft zu tun haben.

Die zweite Schriftprobe stammt aus dem Besitz von Francesco Pizolpasso. Dieser weilte von 1432 bis 1439 am Konzil, zuerst als Bischof von Pavia, später als Erzbischof von Mailand. Er unternahm im Auftrage der Kirchenversammlung zwei Gesandtschaften und genoß überhaupt hohes Ansehen, nicht zuletzt, weil hinter ihm Herzog Filippo Maria Visconti stand, der als Feind Papst Eugens IV. das Konzil kräftig unterstützte. Pizolpasso war ein eifriger Humanist. Zwar trat er nicht mit eigenen Werken hervor, doch führte er eine lebhaftige Korrespondenz – zu seinen Briefpartnern gehörten neben bekannten Italienern auch Nicolaus Cusanus und Herzog Humphrey von Gloucester – und sammelte eine bedeutende Bibliothek. Auch seinen Aufenthalt in Basel benützte er dazu, seltene Texte sich zu verschaffen und anderen zu vermitteln¹⁵.

Im Jahre 1438 ließ sich Pizolpasso jenen Tractatus de martyrio sanctorum kopieren, welcher heute Tommaso d'Arezzo zugewiesen wird und welchen der Autor aller Wahrscheinlichkeit nach selber an Johannes von Ragusa auf das Konzil geschickt hatte¹⁶. Die saubere Schrift des Manu-

¹⁴ Padova, Museo civico, Mscr. B. P. 954; abgebildet S. 11 (Abb. 2). Über Capodilista und die Hs. s. G. COGGIOLA in: Concilium Basiliense 5 (Basel 1904) S. 425ff. Anm. 2 (ebd. nach S. XLVIII Abbildung einer weiteren Seite der Hs.), und jetzt die Facsimile-Ausgabe: De viris illustribus familiae Transelgardorum Forzatè et Capituli Listae, introd. M. SALMI, trascrizione etc. M. BLASON BERTON (Roma 1972).

¹⁵ Über Pizolpasso s. A. PAREDI, La biblioteca del Pizolpasso (Milano 1961).

¹⁶ Milano, Ambrosiana C 17 sup., ff. 85r; abgebildet 85r (Abb. 3). Nach freundlicher Mitt. von M. CAPRIOTTI stammen die ersten 10 Bll. von einer anderen Hand, der ganze

skriptes zeigt alle Kennzeichen der Semigotica: das *r* ist durchwegs rund, und sigmaförmiges Schluß-*s* überwiegt bei weitem. Ein besonderer Reiz aber liegt im Schwung der Buchstaben und in den leicht schwebenden Kürzungszeichen. Francesco Pizolpassos Kopist hat gute Arbeit geleistet.

Mit Pizolpasso mag auch jenes sichtbarste Monument humanistischer Schrift aus der Konzilszeit zusammenhängen, der Grabstein seines Vorgängers im Erzbistum Mailand. Bartolomeo de la Capra war 1433 gestorben und ist im Münster bestattet worden. Die Inschrift auf seiner Grabplatte¹⁷, zwei metrisch reine Distichen und das Datum, ist in einer Capitalis geschrieben, welche sich neben gleichzeitigen Florentiner Beispielen durchaus sehen lassen darf¹⁸. Unziale *D* und *E* fehlen ganz, nur das *M* hat eine unantike Form. Von klassischer römischer Epigraphik ist freilich noch wenig zu spüren, die ist erst um die Mitte des Jahrhunderts studiert und genau nachgebildet worden¹⁹. So sind denn die Buchstaben schmal, auch formal nicht immer korrekt: die Balken von *E* und *F* etwa laufen oft nicht ganz parallel, derjenige des *T* biegt sich leicht durch, und die runden Züge sind zuweilen stark geschwellt. Möglicherweise hat ein einheimischer Steinmetz die Platte ausgeführt und manches nach seinem gotischen Geschmack interpretiert.

Das eben genannte *M*, dessen Schrägbalken auf halber Höhe zusammenreffen und eine einzige Senkrechte bis zur Grundlinie senden, führt uns zu einem Phänomen, welches wir hier nur berühren können: Es sind die Majuskeln ‚byzantinischer‘ Tradition²⁰. Ihre oft bizarren Formen haben mit antiken Inschriften nichts gemein, aber es scheint, daß sie sich in der Konzilszeit von Italien aus verbreitet haben, ohne daß sich allerdings eine besonders intensive Vermittlung durch die Basler Versammlung

Text ist von Pizolpasso selber korrigiert und mit Anm. versehen. Über die Hs. und den Traktat, der sonst nur in einer Basler Inkunabel überliefert ist, s. O. BESOMI, Un nuovo autografo di Giovanni Tortelli: uno schedario di umanista (in: Italia medioevale e umanistica 13, 1970) S. 95–98.

¹⁷ Abb. 4; vgl. P. BUXTORF, Die lateinischen Grabinschriften in der Stadt Basel (Diss. Basel 1940) S. 43ff.

¹⁸ Vgl. G. MARDERSTEIG, Leon Battista Alberti e la rinascita del carattere lapidario Romano nel quattrocento (in: Italia medioevale e umanistica 2, 1959) S. 285–307.

¹⁹ Vgl. MARDERSTEIG und CASAMASSIMA, Per una storia (s. Anm. 9) S. 549f.

²⁰ Vgl. S. MORISON, Byzantine elements in humanistic script illustrated from the Aulus Gellius of 1445 in the Newberry library (Chicago 1952) S. 7ff. MORISON führt als frühestes Beispiel dieser Formen ein Ms. an, das 1419 in Pisa geschrieben worden ist, und sucht das Zentrum ihrer Verbreitung im Abendland in Venedig oder Ravenna. Sein Vorschlag, Ciriaco d'Ancona habe sie zuerst aufgebracht, ist weniger überzeugend, denn dessen Schrift zeigt manche Elemente, die anderwärts kaum vorkommen.

irgendwie nachweisen ließe. Sie tauchen immer wieder auf²⁰ und haben später etwa Johannes Heynlin als humanistisch gegolten²¹.

Unser Beispiel, ein *Titulus crucifixi* in drei Sprachen, stammt sicher aus der Umgebung des Konzils²². Die Buchstaben sind schmal und hoch, die Züge nicht geschwellt, dafür zuweilen geschwungen. Es fehlen allerdings Ligaturen, ineinandergeschriebene Buchstaben und manche fremdartige Formen, die man zuweilen in solchen Proben findet, aber eine derartige Schrift überließ viel der Wahl und Phantasie des Schreibers – man betrachte nur das *H* im Wort *Hebraycum* am Rand. Man kann verstehen, daß sich mancher von solchen Möglichkeiten faszinieren ließ.

Kehren wir zur humanistischen Schrift am Konzil zurück. Das reichste Material dürften wir wohl vom Archiv der Kirchenversammlung erwarten, doch dieses ist bekanntlich bis auf einige unbedeutende Aktenbände verloren gegangen. Dafür ist wenigstens der Nachlaß eines führenden Prälaten erhalten geblieben: Johannes Stoichovicz von Ragusa hat seine Bibliothek dem Basler Dominikanerkonvent vermacht – er selber war Bruder dieses Ordens –, und im Predigerkloster wurden seine losen Papiere nicht vernichtet, sondern in dicken Konvoluten gebunden, sodaß vieles noch vorhanden ist, was an anderen Orten kaum aufbewahrt worden wäre. Johannes von Ragusa ist in Italien zu Amt und Würden gekommen, und auch das mag ein Grund dafür sein, daß sein Nachlaß für uns im Folgenden die ergiebigste Quelle sein wird.

Über Johannes von Ragusa sind die einzigen persönlichen Dokumente eines bedeutenden italienischen Humanisten und reifen humanistischen Schreibers nach Basel gekommen, welche sich dort seit der Konzilszeit bis heute erhalten haben, nämlich drei Handschriften jenes Giovanni Tortelli, welcher später der erste Bibliothekar der Vaticana in Rom werden

²⁰ Etwa im Lumen poenitentiariorum des Andreas Didaci de Escobar von einer italienischen Hand der Konzilszeit (A VI 34, 2r–72v; die Hs. ist durch Bischof Johannes von Venningen in die Bibl. des Basler Domstifts gelangt) oder in einzelnen Titeln eines Bandes mit Konzilspredigten (A III 17a, 92r. 148v. 155v. 173v). Das beschriebene *M* kommt auch im Explicit der Hs. F III 7 vor (vgl. S. 407 mit Anm. 106).

²¹ Vgl. die Majuskeln seines Alphabets Abb. 42; eine noch reichere Probe, welche der Münchner Arzt Sigmund Gotzkircher 1436 wohl in Italien aufgezeichnet hat (aus Münchener UB, Mscr. 4^o 810), findet sich bei S. MORISON, *Politics and script* (Oxford 1972) S. 304 (über Gotzkircher s. P. LEHMANN, Aus einer Münchner Büchersammlung des ausgehenden MA (in: Festschr. Georg Leidinger, 1930) S. 157–164. MORISON stellt diese Schrift in einen Zusammenhang mit Byzanz, doch sind seine Thesen im einzelnen wohl noch zu erhärten.

²² A I 27, 351v (Abb. 1); der Band enthält unter anderem Konzilsschriften, der letzte Traktat, aus dem J. 1438, wird als *nouiter compilatus* bezeichnet (351r).

sollte. Zu dieser Gruppe gehört ein Thucydides-Codex²³, die einzige unter den kostbaren griechischen Handschriften Stoichovicz, welche für ein spezifisch humanistisches Interesse zeugen könnte. Doch Tortelli ist nie in Basel gewesen, seine Bücher sind wohl gegen seinen Willen dort liegen geblieben, und Johannes von Ragusa hat seine griechische Bibliothek nicht aus philologischem oder antiquarischem Interesse gesammelt, sondern um sie in den Unionsverhandlungen mit den Byzantinern zu verwenden²⁴. Erst später hat man in Basel richtig gemerkt, welchen Schatz er hinterlassen hatte.

Anmerkungen Tortellis trägt auch ein Vergilcodex des 11. Jahrhunderts, der über und über mit Glossen und Erklärungen mittelalterlicher und humanistischer Hände bedeckt ist. Johannes von Ragusa hatte ihn am 5. Juni 1437 in Konstantinopel von dem Florentiner Kaufmann Mainardo degli Ubaldini erworben und dann wohl an Tortelli weitergeliehen²⁵. Nur unter der Quarzlampe verrät ein radierter Besitzeintrag, daß der Band einst Coluccio Salutati gehört hat²⁶. Die beiden Gelehrten in Konstantinopel hatten wohl ebenso wenig wie später die Basler eine Ahnung davon, daß sie ein Lieblingsbuch eines der Väter des Humanismus besaßen.

Wenn vom Humanismus am Basler Konzil die Rede ist, denkt man in erster Linie an Enea Silvio Piccolomini, den späteren Papst und Gründer

²³ E III 4 (H. OMONT, *Catalogue des manuscrits grecs des bibliothèques de Suisse, extrait du Centralbl. für Bibliothekswesen*, 1886, S. 33 Nr. 79). – Der Faszikel E I II, 355r–417v enthält Excerpte vor allem aus Macrobius und Servius sowie eine lexikalische Sammlung, s. O. BESOMI, *Un nuovo autografo* (wie Anm. 16) S. 95–137 (mit Schriftproben und Lit.). – Der Band F VIII 3 mit Aufzeichnungen zur griechischen Sprache und Lit. (OMONT S. 30f. Nr. 68) ist noch nie genauer untersucht worden; daraus abgebildet 141r (Abb. 5).

²⁴ In der Instruktion für die Gesandtschaft des Konzils nach Konstantinopel vom J. 1435, zu welcher auch Johannes von Ragusa gehörte, heißt es ausdrücklich: *Date operam perquirendi libros auctorum Graecorum antiquorum, per quos errores orientalium modernorum confutari possint* (Concilium Basiliense 1, hg. J. HALLER, Basel 1896, S. 372).

²⁵ F II 23. Tortellis Bemerkungen finden sich nur in den früheren Teilen des Bandes. Das läßt sich am besten damit erklären, daß ihm das Buch nur während der knapp fünf Monate bis zur Abreise des Johannes von Ragusa zur Verfügung gestanden hat. Auch trägt der Vergil einen alten Besitzeintrag des Basler Dominikanerkonvents. Das weist ebenfalls darauf hin, daß er Johannes von Ragusa gehört hat, während die Besitzverhältnisse der Bücher Tortellis in Basel offenbar unklar waren und die Prediger in ihnen keine Vermerke angebracht haben.

²⁶ Coluccios Eintrag 200v unten. Der Weg des Bandes nach Konstantinopel ist nicht festzustellen; unter der Verkaufsquittung Ubaldinis (201v, kopfstehend) sind Spuren eines früheren Eintrags erkennbar. Zu seinen Vergilhss. B. L. ULLMAN, *The humanism of Coluccio Salutati* (Padova 1963; *Medioevo e umanesimo* 4) S. 254.

der Basler Universität²⁵, den schon ein Zeitgenosse für ‚den Erwecker der humanistischen Studien in Deutschland schlechthin‘ halten konnte²⁶. Doch das gilt noch nicht für Eneas Aufenthalt in Basel. Zwar hat er länger in der Konzilsstadt gewohnt und dabei mehr geleistet als irgend ein anderer italienischer Humanist, doch zuerst war er ein kleiner Sekretär, auf den nur wenige achteten, später gehörte er zur Mittelschicht derjenigen, welche für die großen Herren die Hauptlast der Arbeit erledigten. Für Schönschreibekünste im Besonderen blieb ihm daneben keine Zeit, und es fehlte ihm wohl auch die rechte Lust dazu, war er doch seinem ganzen Wesen nach ein geselliger und tätiger Mann, Politiker und Publizist, doch weder ein stiller Gelehrter noch ein fingerfertiger Virtuose.

So mag er für die Kalligraphie Verständnis gehabt haben wie für alles Schöne, ohne aber diese Kunst selber zu üben oder leidenschaftlich daran interessiert zu sein. Als Humanist kannte er natürlich die humanistische Schrift und schrieb sie auch²⁷, doch als er sich in seinem Traktat „De liberorum educatione“ darüber äußerte, verzichtete er auf eine zwingende Empfehlung und legte alles Gewicht auf den ästhetischen Gesichtspunkt: Zwar, die ‚alte‘ Schriftart sei leserlicher, schlichter und stehe den ursprünglichen griechischen Formen näher, doch ob der Knabe nun diese oder eine ‚moderne‘ Schrift erlerne, entscheidend sei, daß die Buchstaben die ihnen eigene ausgewogene Gestalt hätten und daß man also nach einer schönen Vorlage schreiben lerne²⁸. Enea befand sich mit dieser Gering-schätzung von Äußerlichkeiten in guter Gesellschaft^{28a}. So kostete es ihn wohl keine Überwindung, wenn er sich als Konzilsschreiber den Basler

²⁵ Über ihn s. B. WIDMER, Enea Silvio Piccolomini, Papst Pius II. Ausgewählte Texte aus seinen Schriften, biographisch eingeleitet (Basel 1960).

²⁶ Johannes Hinderbach, s. WIDMER S. 85.

²⁷ Schriftproben in: Enea Silvio Piccolomini Papa Pio II, atti del convegno per il quinto centenario della morte, ed. D. MAFFEI (Siena 1968), nach S. 390 Tafel 3f.; Aeneae Silvii Piccolomini . . . opera inedita, ed. J. CUGNONI (in: Atti della r. Accademia dei Lincei, memorie della classe di scienze morali etc., ser. 3, vol. 8, Roma 1883), zu S. 686; Die österreichische Nationalbibl. (Biblos-Schriften 19, Wien 1958) S. 42 Abb. 37.

²⁸ . . . videndum est, ut elementa in suis caracteribus effingantur, ut neque macra sint neque corpulenta, ut, que rotunda, que quadrata, que oblonga, que retorta sunt, suam formam custodiant. Et hic quoque duplex modus est, alter modernus, alter antiquus; vetustarum forma litterarum legibilior est, mundior ac Graecis, a quibus originem ducit, propinquior. Quemcunque modum sequi puer voluerit, in eo necessarium est, exemplum dari sibi pulcherrimum atque emendatissimum (Tractatus de liberorum educatione, cap. 31, in: Il pensiero pedagogico dello umanesimo, ed. E. GARIN, = I classici della pedagogia italiana 2, Firenze 1958, S. 272ff.).

^{28a} CASAMASSIMA, *Literulae latinae* (wie Anm. 4a) S. Xf. zitiert eine entsprechende Äußerung von Niccolò Tignosi da Foligno, dem Lehrer Marsilio Ficino, und eine sarkastische Kritik Guarinos an der antiquarischen Pedanterie, in die Niccoli bei der Herstellung seiner Handschriften verfallen war.

Verhältnissen anpaßte. Seine Hand in den Akten nachzuweisen, ist bisher nicht gelungen, und wir können deshalb nicht sagen, ob auch er eine Semi-gotica schrieb. In den Briefen jedenfalls, welche er in die Heimat nach Siena schickte, verwendete er eine Kanzleikursive älteren Stils, wie sie in der Toscana üblich gewesen und wohl noch nicht außer Gebrauch gekommen war²⁹.

Wie Eneas humanistische Schrift zur Konzilszeit etwa ausgesehen haben könnte, dafür besitzen wir immerhin ein Beispiel: In einem Band aus dem Besitz Johannes' von Ragusa findet sich ein einzelnes Blatt mit Auszügen aus zwei Briefen des Kirchenvaters Hieronymus³⁰. Es sind eilige und ganz anspruchslose Notizen eines gewandten Italieners, der stets langes Schluß- und meistens gerades *d* schreibt, im Duktus aber eine erstaunliche Verwandtschaft mit der Hand des Piccolomini zeigt. Allerdings sind auch gewichtige Unterschiede festzustellen³¹, und ohne ein reiches Vergleichsmaterial wird man auf ein bestimmtes Urteil verzichten müssen. Es kommt nicht von ungefähr, daß in Basel kein Schriftstück als Autograph Eneas bekannt geblieben ist, und es ist in unserem Zusammenhang letztlich überflüssig, unter den recht zahlreichen Papieren aus der Konzilszeit seine Hand zu suchen: in der Basler Schriftgeschichte spielt Enea Silvio keine Rolle.

Einem Zufall verdanken wir es, wenn von Eneas Vorgänger auf dem Stuhl Petri, Nikolaus V., ein Dokument aus der Basler Zeit erhalten geblieben ist. Tommaso Parentucelli, wie er vor seiner Erhebung hieß, war ein überzeugter Humanist und hatte zwei Jahre lang in Florenz gelebt³². Im Dienste des Kardinallegaten Niccolò d'Albergati ist er auf das Konzil gekommen, und ein Brief, den der Kardinal auf Bitten der Basler Kartäuser ausgefertigt hat – es ging um die heikle Aufgabe, die Herzogin Isabella von Burgund, welche dem Kloster zwei Zellen stiften wollte, von ihren übertriebenen Gegenforderungen abzubringen –, ist nach altem Zeugnis von Parentucelli geschrieben³³. Das Dokument zeigt wesentliche Kennzeichen der humanistischen Schrift: gerades *d*, gerades Schluß-*s*, run-

²⁹ Eine Probe bei WIDMER (wie Anm. 25) Tafel 3. Man vgl. damit die Beispiele bei HERDE (wie Anm. 5). Unter Eneas Pontifikat hat sich dann die „humanistische Dokumentarschrift als reguläre Brevenschrift“ durchgesetzt (ebd. S. 335).

³⁰ E I 9. 377r (Abb. 9). Man könnte die Schrift als außergewöhnlich stark humanistisch beeinflusste florentinische Kanzleikursive bezeichnen, vgl. HERDE.

³¹ Vor allem sind die Kürzungsstriche über den Wörtern in Eneas' Brief von 1439 (wie Anm. 29) fast durchwegs stark nach oben gewölbt, im vorliegenden Dokument aber oft geschwungen.

³² Vgl. L. PASTOR, *Geschichte der Päpste* 1 (1891) S. 302f.

³³ Basel StA, in Kartaus Q 5 (Abb. 6); die Zuweisung an Parentucelli auf der Rückseite, von einer Hand etwa aus der Mitte des 15. Jh.

des *u* am Wortanfang und die *&*-Ligatur, auch zuweilen *e*-caudata. Anderes verrät noch gotische Tradition, vor allem die nicht seltenen Bogenverschmelzungen und die recht starken Kürzungen. Ob Parentucelli es nicht besser wußte, nicht anders wollte oder ob ihm Formen unterliefen, welche er in jener Zeit normalerweise schreiben mußte, können wir nicht entscheiden. Bezeichnend ist immerhin, daß dieses Zeugnis humanistischer Schrift nicht ein amtliches Dokument ist, sondern daß es aus der privaten Kanzlei eines italienischen Prälaten stammt.

Wenn die humanistische Schrift auf dem Basler Konzil offensichtlich keine große Bedeutung gewonnen hat, so ist doch wenigstens ein Dokument erhalten geblieben, welches das Interesse daran belegt: In einem Sammelband, wieder aus dem Besitz des Johannes von Ragusa, findet sich der Traktat „De modo Sarracenos exstirpandi“ des Franzosen Guillelmus Adae, verfaßt im Jahre 1317³⁴. Dürfen wir vermuten, daß die Vorlage des Textes aus Frankreich stammte und in gotischer Schrift geschrieben war, so zeigt unser Manuskript humanistische Formen. Doch erweist sich rasch, daß wir nicht die Routinearbeit eines geübten Schreibers vor uns haben: Verrät schon das allgemeine Schriftbild bei allem Geschick eine gewisse Unsicherheit – die Zeilen sind nicht immer gerade, und die Buchstaben werden gegen Ende des Textes größer³⁵ –, so machen einzelne Formen eine regelrechte Entwicklung durch, und zwar werden sie immer humanistischer. War das kleine *d* zu Beginn noch unzial, findet sich vom zweiten Abschnitt an fast ausnahmslos die Minuskel. Auf Blatt 147^r wird das lange Schluß-*s* häufiger, um sich immer mehr durchzusetzen, während das Minuskel-*a* auf Blatt 145^v auftaucht, später wieder verschwindet, gegen den Schluß hin aber ebenfalls die Oberhand gewinnt. Mit Blatt 158^r bekommt das Schluß-*e* eine Zunge, und zugleich wird es mit einem Cedille-artigen Haken versehen³⁶, den man wohl als gründlich mißverständene *e*-caudata deuten muß³⁷. Damit hätten wir ein Beispiel humanisti-

³⁴ A I 32, 139^r–163^r; über den Autor TH. KAEPPEL, *Scriptores ordinis praedicatorum medii aevi 2* (Rom 1975) S. 81f. – 163^r beginnt noch der Prolog zu Raimundus Stephani, *Directorium ad passagium faciendum*, er bricht aber am Ende der Seite ab.

³⁵ Vgl. 139^r (Abb. 11) und 159^r (Abb. 12). – Die Initialen 139^r und anderswo sind im 18. Jh. eingefügt worden.

³⁶ Daß Zunge und Haken nicht in einem Zuge geschrieben wurden, ist deutlich im *de* 159^r auf der zweitletzten Z. zu erkennen.

³⁷ Willkürlich gesetzte *e*-caudata, nicht nur am Wortschluß, kommt auch sonst vor. Ein italienisches Beispiel von 1456 (Paris BN, lat. 9325) ist abgebildet bei S. H. THOMSON, *Latin bookhands of the later middle ages* (Cambridge 1969) Nr. 80. Dasselbe Phänomen zeigen mehrere humanistische Schriftproben in der „*Proba centum scripturarum*“ des Augsburger Leonhard Wagner vom Anfang des 16. Jh. (Facsimile, mit Beleitext von C. WEHMER, Leipzig 1963, S. 7, 18 und 47). Daß Wagner *e*-caudata dar-

scher Textgestaltung gefunden, denn sonst wurde damals in Basel *ae* durchwegs als *e* geschrieben. Von einer gewissen philologischen Sorgfalt zeugt auch die Unterscheidung von *c* und *t* vor hellem Vokal, obwohl der Schreiber zuweilen unsicher ist und hyperkorrekt ein *t* setzt, wo *c* richtig wäre³⁸.

Die Schrift und diese orthographischen Besonderheiten zeigen, daß der Schreiber unserer Handschrift sich um humanistische Kultur bemüht hat, ohne aber eine tüchtige Schulung durchgemacht zu haben. Italiener dürfte er kaum gewesen sein. Dafür, daß er am Basler Konzil gearbeitet hat, sprechen Herkunft und Inhalt seines Manuskripts – die Türkengefahr stand drohend hinter den Unionsverhandlungen mit Byzanz. Und wenn wir noch einen Schritt weiter gehen wollen, so können wir aus seinem kalligraphischen Geschick darauf schließen, daß er ein Schreiber oder Sekretär gewesen sei, der seine Bildung zu erweitern und eine weitere Schrift zu beherrschen suchte. Wer er aber war, läßt sich nicht feststellen.

Die humanistische Schrift hat während des Konzils in Basel nicht Fuß fassen können. Es hat sich bisher auch kein auswärtiger Teilnehmer gefunden, der seine Schreibgewohnheit damals unter dem Einfluß der neuen Bildung für dauernd geändert hätte³⁹. Noch stärker als in Konstanz trat eben in Basel der Gegensatz zur römischen Kurie hervor, überdies war das Konzil für die Italiener ein Instrument der lokalen weltlichen Politik, und so waren sie oft ungleichmäßig vertreten und auch nicht sehr beliebt; Florenz im besonderen hielt stets entschieden zu Papst Eugen IV. So ist keine italienische Mode aufgekommen, wie sie die Voraussetzung für einen Schriftwechsel gewesen wäre. Für die Humanisten im besonderen gilt wohl der Satz RUDOLF WACKERNAGELS: „Sie erschienen in Basel wie Gesandte, wie Eroberer, jedenfalls wie Fremdlinge.“⁴⁰ Von ihnen konnte Beachtung finden, was man verstand oder zu verstehen glaubte, alles andere blieb kurios und unvertraut. Als das Konzil im Jahre 1448 die Stadt verlassen hatte, gab es in Basel vorerst keinen bewußten Humanisten mehr.

stellen wollte, klassisches *e* und *ae* aber nicht auseinanderzuhalten wußte, erweist sich besonders in der Widmung seines Werkes (S. 3), wo er in Kapitalbuchstaben etwa das enclitische *-que* konsequent als =*QVAE* schreibt.

³⁸ Etwa 147^r *Aditiet*, 159^r *fatiat*, 139^r *consotios* und *pronintias*, 140^r *turtica*. Vgl. auch 147^r, Z. 9 *exaltacionem*, 10 *Consolacionem*, aber 11 *intentio*.

³⁹ Auch Johannes Keck, 1441–1442 Magister an der Basler Konzilsuniversität, machte keine Ausnahme. Der Text München BStB, Clm 18298, 37^r–50^v, von dem V. REDLICH, Tegernsee und die dt. Geistesgeschichte im 15. Jh. (1931) S. 118 Anm. 14 berichtet, er sei „in Humanistenschrift mit der nach rechts gezogenen Unterlänge des *g*“ geschrieben, zeigt zwar die genannte Eigenheit, doch von einem charakteristischen Kennzeichen kann da keine Rede sein, und andere humanistische Elemente fehlen ganz.

⁴⁰ R. WACKERNAGEL, *Geschichte der Stadt Basel 1* (Basel 1907) S. 518.

2. Die Universität und Peter Luder

Neue Berührung mit der humanistischen Schrift brachte den Baslern die im Jahre 1460 gegründete Universität. Zwar an der Artisten-Fakultät für humanistischen Unterricht zu sorgen, fand man vorerst nicht so dringend, doch in einer Disziplin, der Jurisprudenz nämlich, gaben seit alters die Italiener so sehr den Ton an, daß die Berufung von Lehrern aus dem Süden dem Ansehen der neuen hohen Schule höchst förderlich zu werden versprach. Da sich von der ältesten Korrespondenz der juristischen Fakultät einiges erhalten hat⁴¹, können wir uns von den Schriftverhältnissen ein gewisses Bild machen. Vorausgenommen sei, daß die italienischen Professoren als Juristen kamen und sich nicht bemühten, den Humanismus auszubreiten^{42a}. So haben sie sich mit Problemen der Schrift wohl kaum abgegeben und auf diesem Gebiet in Basel jedenfalls keine Wirkung hinterlassen. Als dann später der Humanismus in Basel Fuß gefaßt hatte und man sich für sie zu interessieren begann⁴², waren die meisten von ihnen bereits wieder in die Heimat zurückgekehrt. Wir werden uns deshalb hier auf einige wenige Beispiele beschränken und dabei das betonen, was uns wesentlich zu sein scheint.

Zu den Korrespondenten des Basler Stadtschreibers Konrad Künlin, der vor allem die Berufungsverhandlungen führte, gehörte der Wiener Bürger Johannes Rehwein, Student beider Rechte in Padua. Ein Brief Rehweins aus dem Jahre 1460⁴³ zeigt eine ausgebildete humanistische Minuskel mit geradem *d*, langem Schluß-*s* und &-Ligatur. Daß wir keine spontane Schrift vor uns haben, zeigt sich nur an einer einzigen Stelle: unvermittelt steht da am Wortschluß ein *s* in reiner deutscher Kanzleiform. Rehwein zwingt sich also bewußt zu seiner Humanistenschrift, man fragt sich, wie seine privaten Notizen aussehen, und würde sich jedenfalls nicht wundern, wenn er sich nach der Rückkehr in seine Heimat wieder gotischen Traditionen zuwendete. In Padua aber ist dem modernen Ge-

⁴¹ Publiziert bei G. KISCH, Die Anfänge der juristischen Fakultät der Universität Basel (Basel 1962).

^{42a} Zur traditionell ma. Einstellung der italienischen Juristen vgl. HERDE (wie Anm. 5) S. 326f. HERDES einleuchtende Darlegung scheint aber einer gewissen Revision zu bedürfen, vgl. unsere folgenden Beispiele.

⁴² So hat sich Johann Ulrich Surgant als Student zwei kunstvolle Schreiben des Johannes Augustinus de Vicomercato an den Basler Rat abgeschrieben (O III 23, 202r-v und 203r; gedruckt nach den Or. im StA bei KISCH S. 196ff. Nr. 45 und S. 205f. Nr. 51). Über Surgant s. unten S. 424f.

⁴³ Basel StA, Erziehungsakten Z 2 Nr. 1 (Abb. 10), gedruckt bei KISCH S. 142ff. Nr. 6; über Rehwein s. dort die Anm.

lehrten offenbar die humanistische Schrift angemessen, und also schreibt er sie – vielleicht hoffte er auch, sich damit bei den Baslern ein vornehmeres Ansehen zu geben.

Den umgekehrten Fall finden wir bei dem Juristen Franciscus Vivaldus: Das breit hingemalte Schreiben, mit dem er im Herbst 1461 in Padua seine Berufung nach Basel annimmt⁴⁴, zeigt eine sorgfältige, wenn auch nicht ganz reine humanistische Minuskel, ein Gutachten aus dem folgenden Jahr⁴⁵ bietet dasselbe Bild, wenn auch in bescheidenerer und etwas weniger gepflegter Form. Ende 1463 in einem Brief an den Rat⁴⁶ aber nimmt Vivaldus Elemente der Kanzleikursive seines Gastlandes auf: *b*, *d* und *l* bilden Schlingen, die Unterlänge des *g* ist seltsam verkrüppelt, das Schluß-*s* wird sigmaförmig, die Schrift macht einen krausen, unübersichtlichen Eindruck. Der Italiener verrät sich im *e* mit der Zunge, das hier allerdings zum wirren Bild noch beiträgt, und an zwei Stellen findet sich unauffällig auch noch das lange Schluß-*s*. Trotzdem, wie Rehwein in Padua, so hat sich Vivaldus in Basel seiner Umgebung angepaßt, und dieses Verhalten scheint auch sonst durchaus normal gewesen zu sein. Damit die humanistische Schrift nördlich der Alpen Fuß fassen konnte, brauchte es nicht nur italienische Vorbilder, sondern auch die zündende Idee, die Begeisterung für den Humanismus.

Inzwischen war der erste italienische Humanist an die Basler Universität berufen worden, Petrus Antonius aus Finale (*Finariensis*). Solche Lehrer zu hören, wurde allmählich Mode, Petrus Antonius suchte eben eine Stelle (er hielt sich damals in Dôle auf), und er empfahl sich durch seine vielfältigen Kenntnisse: Von seiner humanistischen Bildung abgesehen, war er Doktor der Medizin und wußte offenbar auch in der Jurisprudenz Bescheid. So wurde er zu Anfang 1464 auf ein Jahr als „Poet“ an der Artistenfakultät angestellt⁴⁷. Es zeigte sich jedoch bald, daß Petrus Antonius in Basel nicht gedeihen konnte: sei es, daß die Studenten für seine Künste nicht das rechte Verständnis aufbrachten, oder daß er beim bürgerlichen Basler Publikum nicht den erhofften Erfolg hatte und deshalb

⁴⁴ Basel StA, Erziehungsakten Z 2 Nr. 10 (Abb. 7), gedruckt bei KISCH S. 159f. Nr. 18.

⁴⁵ A A III 14a, 53v–58v, gedruckt in: Ma. Rechtsgutachten zur Mainzer Stiftsfehde, hg. A. ERLER (1964) S. 253ff. Das ganze Gutachten ist autograph.

⁴⁶ Basel StA, Erziehungsakten Z 2 Nr. 13 (Abb. 8), gedruckt bei KISCH S. 176f. Nr. 29.

⁴⁷ Vgl. G. RITTER, Petrus Antonius Finariensis, der Nachfolger Peter Luders in Heidelberg (in: Arch. für Kulturgeschichte 26, 1935) S. 89–103; G. KISCH, Gestalten und Probleme aus Humanismus und Jurisprudenz (1969) S. 241ff.: Petrus Antonius Finariensis' Lobrede auf Basel.

seine Pflichten vernachlässigte, jedenfalls ließ man ihn nach Ablauf der ersten Amtszeit bei den Juristen über Institutionen lesen, und obwohl er damit in eine vornehmere Fakultät hinüberwechselte, wurde sein Gehalt herabgesetzt. Das ließ sich Petrus Antonius nicht lange gefallen: Nach einem Vierteljahr stellte er seine Vorlesungen an der Universität ein, er wurde deshalb seines Amtes enthoben und zog davon. Er scheint keinerlei bleibende Wirkung hinterlassen zu haben, nicht einmal seine Lobrede auf die Stadt und ihre Universität ist in Basel erhalten geblieben. Am pfälzischen Hof in Heidelberg wußte man ihn dann besser zu schätzen, am Ende ist er dort Kanzler der Universität geworden.

Wie Petrus Antonius Finariensis geschrieben hat, zeigen Entwürfe zu einem Buch, in welchem er 1466 den Herzog Johann I. von Kleve verherrlichen wollte⁴⁸: Seine Hand ist eine dünne humanistische Kursive, in welcher stets gerades *d* und fast durchwegs langes Schluß-*s* stehen. Die Zunge des kleinen *e* tritt am Wortende regelmäßig auf, im Inneren bildet sie häufig die Verbindung zum folgenden Buchstaben. Auch die *&*-Ligatur fehlt nicht. Es werden *c* und *t* ebenso unterschieden wie *ae* und *e* (auch *e*-caudata kommt vor), doch ist der Schreiber dabei nicht durchwegs korrekt, und überhaupt bereitet ihm die Orthographie zuweilen Mühe.

Der Mann, der den humanistischen Studien an der Basler Universität zum Durchbruch verholfen hat, war Petrus Antonius' Nachfolger in der Artistenfakultät, Peter Luder⁴⁹. Luder hatte lange in Italien studiert, ohne ein Examen abzulegen, und hatte dann von 1456 bis 1460 in Heidelberg unterrichtet, vom Pfalzgrafen Friedrich dem Siegreichen angestellt. Nach einem Jahr in Erfurt und einem Semester in Leipzig war er nach Italien zurückgekehrt und 1464 in Padua Doktor der Medizin geworden. Als er noch im selben Jahr nach Basel kam, um als besoldeter Lektor Poesie und Medizin zu lehren, war er schon ein älterer Mann, doch das Wissen, das er verkündete, hatte an Anziehungskraft nichts eingebüßt, und er wußte es geschickt seinem Publikum schmackhaft zu machen. Nicht nur unter den Lateinern an der Universität war sein Name bekannt, auch die weniger Gebildeten bekamen etwas von ihm zu hören: Die *Ars oratoria*, welche als sein Werk galt, wurde unter dem Titel *kunst des rats mit irem stücken, vßlegung vnd anfängen, dadurch ein yeder raten mag, des rat man nit mag widersprechen* ins Deutsche übersetzt, und die erhaltene

⁴⁸ Vaticano, Palat. lat. 870, 167r-193v; s. darüber RITTER S. 98-101. Abgebildet 192r (Abb. 13).

⁴⁹ Matrikel 1, S. 45 Nr. 3. Grundlegend über Luder jetzt F. E. BARON, The beginning of German humanism: the life and work of the wandering humanist Peter Luder (Diss. Berkeley 1966 Mschr.).

Handschrift⁵⁰ jedenfalls hat einem Lehrer beim Unterricht gedient. Es ist ein großer Pergamentbogen, zum Zusammenrollen eingerichtet, und in den Ecken sind die Löcher der Reißnägeln zu erkennen, mit denen er an die Wand geheftet worden ist. Man konnte auf dem Blatt sehen, wie eine Rede aufzubauen sei, und bekam als Beispiel eine Rede für ein Bündnis mit König Pyrrhus und als ein zweites, aktuelles die Mahnung an die Bürger von *Pressel* (Breslau), sie sollten nicht dem *Jersigk von Behem* (Georg Podiebrad) Gehorsam leisten. In der Einleitung zum Ganzen fehlt auch nicht eine Rechtfertigung gegen den ewigen Einwand auf solche Rhetorenkünste, daß nämlich damit die schlechtere Sache zur stärkeren gemacht werden könnte. Die Leute sollten raten, heißt es da, *nach rechter gewißne, den rat sy verantwürten möchten gegen gott vnd der welt. Darumb ist dise kunst billich in eren vnd wirlden ze halten.*

Peter Luder war also nicht in erster Linie Gelehrter, sondern wie seine italienischen Vorbilder Lehrer der Poesie und Rhetorik, auch selber Dichter und Redner⁵¹. Sein wichtigstes Wirkungsfeld aber waren die Universitäten. Welche Texte er mit seinen Studenten in Basel etwa behandelte und was diese sonst noch lasen, zeigt sich in ihren Büchern. Es waren fast durchwegs kurze Stücke, und ihre große Zahl darf über den Umfang nicht hinwegtäuschen. Überdies kopierten die Schüler fleißig auf eigene Faust, was irgend humanistisch aussah, so wird manches gar nicht von ihrem Lehrer stammen. Mehr als einige handliche Bände hat Luder kaum nach Basel mitgebracht. Indem wir im Folgenden ein paar Beispiele herausgreifen, gehen wir von einer Handschrift des Basler Studenten Bernhard Oiglin aus⁵².

Der Anfänger blieb auch bei Peter Luder auf den altbewährten Aesopus moralisatus, die gereimte Fabelsammlung des Mittelalters, verwiesen⁵³.

⁵⁰ F V 47 (nicht autograph.). Der lateinische Text (Incipit: *Si quid rhetorice dicere volumus . . .*; die Übersetzung beginnt: *Ist es sache daz wir úz wöllen höfflich vssprechen . . .*) kommt mit ganz verschiedenen Beispielen vor; eine Fassung ist wiederholt anonym gedruckt worden (GW 2665-2668), manche Hss. und auch die dt. Fassung nennen Peter Luder als Autor. Die Rezension, welche unserer Übersetzung zu Grunde liegt, findet sich z. B. in der Hs. Vatican, Palat. lat. 884, 3r-7v.

⁵¹ Luders Auftreten und seine Ziele als Lehrer zeigen am besten seine Vorlesungsankündigungen aus Heidelberg und Leipzig: L. BERTALOT, Humanistische Vorlesungsankündigungen in Deutschland im 15. Jh. (in: Zs. für Geschichte der Erziehung und des Unterrichts, NF 5, 1915) S. 3ff. Nr. 1-14.

⁵² F VIII 1. - Über Oiglin s. Matrikel 1, 59 Nr. 113; Er hatte sich 1465/6 immatrikuliert und wurde 1467 *baccalaureus artium* in der „via antiqua“; später dozierte er in Basel Jurisprudenz und war wiederholt Rektor.

⁵³ WALTHER, Initia carminum 19812. - F VIII 1, 5r-30r (Schultext mit weitem Zeilenabstand und Glossen, datiert 1468). Eine andere Hs. ist Prag StB, XXIII F 106 (früher Lobk. 455), 2r-39r (s. P. LEHMANN, Mitt. aus Hss. 3. = SB München 1931/2, Heft 6, S. 52; der Band trägt den Vermerk *Expensis Viti Schellang*, und dieser Schellang hat sich

Als Kernstück des Unterrichts folgte dann Terenz⁵⁴. Neben weiteren antiken Autoren wurden fast ausschließlich Texte italienischer Humanisten verwendet: Lateinische Synonyma lernten die Schüler in einem ellenlangen Gedicht des Guarino von Verona unterscheiden⁵⁵, und die Interpunktion, als vorher kaum behandeltes Gebiet eines von Luders Paradestücken, wurde an Hand eines knappen, fälschlich Petrarca zugeschriebenen Abrisses behandelt⁵⁶. Als Theorie der Rhetorik dienten die *Elegantioles* des Agostino Dati, in denen die Eloquenz als höchste Ausdrucksmöglichkeit des menschlichen Geistes gepriesen und eine Synthese von römischer und griechischer Überlieferung gefordert wurde⁵⁷. Vorbild im Briefeschreiben, dieser besonders beliebten Äußerung humanistischen Schaffens, konnte Gasparino Barzizza sein⁵⁸, als kleines Epos wurde die „Iesuidas“ des Hieronymus de Vallibus⁵⁹ gelesen und als Gelegenheitsgedicht im bukolischen

1471 in Basel immatrikuliert: Matrikel I, S. 98 Nr. 98). Gegen Verächter seines humanistischen Unterrichts liebte Luder eine Sentenz aus dem Asop zu zitieren: *Stolido nil sapit ista seges* (BERTALOT, Humanistische Vorlesungsankündigungen Nr. 3 und 8).

⁵⁴ Oiglins Exemplar: F III 1, dasjenige Jakob Loubers: F III 2 (beides Schultexte und beide datiert 1471), dasjenige Balthasar Irmis: F V 27. – Jakob Louber hatte sich 1466 immatrikuliert, wurde 1467 *baccalaureus* in der „via moderna“ und lehrte als Jurist an der Universität, bis er 1477 in die Kartause eintrat, wo er sich besonders der Bibl. angenommen hat; über ihn M. BURCKHARDT, Aus dem Umkreis der ersten Basler Universitätsbibl. (in: BZGA 58/9, 1959) S. 170–179. Über Irmis s. unten S. 403.

⁵⁵ WALTHER, *Initia carminum* 4425. – Oiglins Text: F VIII 1, 169^v–173^v; außerdem eine Hs. in A X 6, 252^r–259^v. Im J. 1469 in Basel geschrieben ist Prag StBibl., XXIII F 194 (früher Lobbk. 443), 74^r–80^r (s. LEHMANN, Mitt. aus Hss. 3, S. 50).

⁵⁶ Ps. Petrarca, *Ars punctandi*, ed. F. NOVATI, Di un „Ars punctandi“ erroneamente attribuita a Francesco Petrarca (in: Reale istituto Lombardo di scienze e lettere, Rendiconti ser. 2 vol. 42, 1909) S. 83–118. – Oiglins Hs.: F VIII 1 109^r–v. Diejenige Jakob Loubers (F III 2, 162^v) weist ausdrücklich auf die Vermittlung durch Peter Luder hin (s. O. BESOMI, Codici Petrarqueschi nelle biblioteche Svizzere, in: Italia medioevale e umanistica 8, 1965, S. 580 Nr. 5). Luder hat 1462 in Leipzig eine Vorlesung über den Text gehalten, s. BERTALOT, Humanistische Vorlesungsankündigungen (wie Anm. 51) S. 5f.

⁵⁷ F VIII 1, 43^r–74^v. – Über Dati s. G. SAITTA, Il pensiero italiano nell'umanesimo e nel rinascimento I (Bologna 1949) S. 356ff. Die *Elegantioles* liefen unter den verschiedensten Titeln und sind im 15. Jh. oft gedruckt worden, s. GW 8032ff. und die einleitende Bemerkung dazu. Nach BERTALOT waren sie „in der zweiten Hälfte des 15. Jh. das humanistische Lehrbuch schlechthin“ (Humanistische Vorlesungsankündigungen S. 13 Anm. 2).

⁵⁸ Einige Briefe von ihm, als Schultext geschrieben, in F VIII 1, 80^r–93^v; die ganze Sammlung wurde anfangs der 1470er Jahre in Basel nach der Pariser Ausgabe zweimal gedruckt (GW 3676f.; vgl. unten S. 426). Über Barzizza s. L. BERTALOT, Die älteste Briefsammlung des Gasparinus Barzizza (in: Beitr. zur Forsch., Stud. aus dem Antiquariat Jacques Rosenthal, NF 2, 1929) S. 39–84.

⁵⁹ WALTHER, *Initia carminum* 10806; s. BERTALOT, Humanistische Vorlesungsankündigungen S. 15f. Anm. 6. – Oiglins Exemplar: F VIII 1, 114^r–125^v; dasjenige Jakob Loubers, datiert 1470: C H V 19 Nr. 6; beide sind als Schultexte angelegt. Eine weitere Niederschrift im Codex des Vitus Schellang (oben Anm. 54), 114^v–127^r.

Gewande des Antonius Capanorensis Hochzeitscarmen für Antonius Cerimisonus⁶⁰. Daß auch weniger brave Lektüre nicht fehlte, lag wohl in Peter Luders eigenem Geschmack wie in den Wünschen seiner Schüler begründet. So findet sich in Oiglins Schulbuch die *Elegia Aldae virginis*, die Klage eines Mädchens, das sich gegen den Willen der Eltern von seinem Geliebten entführen läßt, von diesem aber im nächsten Wald vergewaltigt und umgebracht wird⁶¹, und auch das Liebesgedicht eines *Gallus poeta*, der sich vorstellt, wie die Freundin ein Kleidungsstück nach dem andern fallen läßt⁶². Stammt schon dieses Stück höchst wahrscheinlich aus dem Mittelalter⁶³, so möge das apokryphe Spottgedicht *Ovidius in rusticum*, als Sammlung seltener Wortgebilde seit alters beliebt, die Reihe beschließen⁶⁴.

Die Bedeutung eines Mannes wie Peter Luder zu beurteilen, ist nicht leicht⁶⁵: Als Dichter und Gelehrter zählt er überhaupt nicht, und was er seinen Schülern vermitteln konnte, waren nicht mehr als dürftige Gemeinplätze humanistischer Wissenschaft. Von seinem Lebenswandel ist wenig Vorteilhaftes zu berichtet, Spott und Angriffe seiner Gegner sind nicht zu übersehen, und daß wir ihn in einem Falle des groben Plagiats überführen können⁶⁶, scheint das negative Bild zu bestätigen. Dennoch

⁶⁰ WALTHER, *Initia carminum* 13793; F VIII 1, 41^r–v.

⁶¹ WALTHER *Initia carminum* 7429; F VIII 1, 150^r–152^r, als Schultext angelegt und datiert 1471.

⁶² WALTHER, *Initia carminum* 10534. – F VIII 1, 166^v; Jakob Loubers Exemplar: C H V 19 Nr. 7, 10^r–v, als Schultext angelegt.

⁶³ Vgl. die Bemerkung zur Ausgabe von S. GASELEE, An anthology of medieval latin (London 1925) S. 68f. Nr. 24 und L. BERTALOT, Humanistisches in der Anthologia latina (in: Rheinisches Museum für Philologie, NF 66, 1911) S. 78 und Nachtrag S. 640; wichtiger als Alter und Ursprung ist in unserem Zusammenhang, daß die Überlieferung des Gedichtes nach Italien führt.

⁶⁴ WALTHER, *Initia carminum* 16956. – F VIII 1, 165^v und im Codex des Vitus Schellang (oben Anm. 53) 109^r–v.

⁶⁵ Am besten ausgewogen scheint mir die Darstellung von BERTALOT zu sein (Humanistische Vorlesungsankündigungen S. 17f.).

⁶⁶ Die „Versus pro sorore Anna de Randek“ (WALTHER, *Initia carminum* 7313), von denen allein in Basel 3 Abschr. unter Luders Namen vorhanden sind (F VI 16, 191^v; F VIII 1, 101^v; A N II 42, 108^v) und die er noch spät in einem Brief an Albert von Bonstetten als sein Werk ausgab (W. WATTENBACH, Nachträgliches über Peter Luder, in: ZGORh 27, 1875 S. 95f.), stammen in Wirklichkeit aus Italien; s. BERTALOT, Humanistisches in der Anthologia latina (wie Anm. 63) S. 62 Anm. 1. Übrigens betrifft das von WATTENBACH genannte Datum 1474 nur die Kopie in A N II 42, nicht den Eintritt Annas ins Kloster. Korrekt ist die Jahrzahl 1467 in Heynlins Hs. F VI 16; s. B. DEGLER-SPENGLER, Das Klarissenkloster Gnadental in Basel (Basel 1969; Quellen und Forsch. zur Basler Geschichte 3) S. 92 Anm. 11. Heynlin muß auch das Plagiat bemerkt haben, denn der italienische Originaltext steht in seinem Band nur wenige Bl. hinter Luders Fassung (F VI 16, 195^v).

steht Peter Luder an einer wichtigen Stelle in der geistigen Geschichte Basels: Er war offensichtlich der Begründer der ersten humanistischen Schule. Was ihm an solidem Wissen abging, das machte er durch Begeisterung wett, und diese Begeisterung wußte er auf seine Studenten zu übertragen. Von ihm erfuhren sie, daß es in Italien eine neue Art der Wissenschaft gebe, daß diese Wissenschaft der einheimischen überlegen und der Nachahmung wert sei. Peter Luders Schüler waren nicht mehr Frühhumanisten in dem Sinne, daß sie sich um antike Texte und Gelehrsamkeit bemühten und beim einen oder anderen Italiener verwandte Bestrebungen entdeckten, sondern ihnen stand Italien als unbestrittenes Leitbild vor Augen. Zum italienischen Humanismus aber gehörte auch eine besondere Schrift, und diese wurde jetzt auch in Basel zum äußeren Zeichen humanistischer Bemühung.

Von Luder selbst sind als Autographen zwei Vorlesungsankündigungen aus der Bibliothek Hartmann Schedels seit langem bekannt⁶⁷, hinzu kommt eine eigenhändige Briefkopie aus der frühen Heidelberger Zeit, deren Inhalt ebenfalls längst publiziert ist⁶⁸. Von diesen Proben wirkt die zweite Hälfte des Briefes am spontansten, von ihr werden wir deshalb ausgehen. An Einzelheiten sind typisch die nach links gezogenen Unterlängen am Wortschluß und das runde, unter die Zeile reichende Schluß-s. Fast regelmäßig steht rundes *r* nach Rundungen (*br*, *or*, *pr*), sonst die gerade Form mit Fuß. Im allgemeinen aber ist Konsequenz nicht Luders Sache: Neben dem humanistischen geraden *d* verwendet er gar nicht selten die runde Form (allerdings nicht in der Vorlesungsanzeige), neben dem runden das gerade Schluß-s (in der Vorlesungsanzeige fehlen bei *f* und *s* sogar die Unterlängen), neben dem *u* am Wortanfang auch das spitze, fast geschlossene *v*, offenes *e* neben der geschlossenen Form mit Zunge, und auch die Unterlänge des *g* variiert stark. Sorgsam, wenn auch nicht durchwegs korrekt, unterscheidet Luder *c* und *t*, gelegentlich wagt er eine *e*-caudata (*ae* kommt nicht vor) oder ein Majuskel-*R* am Wortschluß. Das Gesamtbild ist humanistisch, die Buchstaben hell, rund und ausgewogen, ohne Schleifen, besonders die Majuskeln stehen selbstbewußt in der weißen Fläche. Kein Zweifel, Peter Luder pflegte seine Schrift, und er

⁶⁷ München StBibl., Clm 466, 285av/br, = BERTALOT, Humanistische Vorlesungsankündigungen (wie Anm. 51) Nr. 5; abgebildet der obere Teil (Abb. 14). Clm 261, hinterer Spiegel, = BERTALOT Nr. 6 (unter diesem Text hat Hartmann Schedel eine weitere Ankündigung eingetragen, die wohl ebenfalls von Luder stammt und bei BERTALOT nach Nr. 6 einzuschieben wäre).

⁶⁸ Vaticano, Palat. lat. 870, 197r (Abb. 15). An Johannes Wenck, 23. Sept. 1457, s. G. RITTER, Aus dem Kreise der Hofpoeten Pfalzgraf Friedrichs I. (in: ZGORh NF 38, 1923) S. 116f. (RITTERS Jahrszahl 1456 ist zu korrigieren).

durfte sich damit sehen lassen. Sicher hat er sie aus Italien mitgebracht, doch die Proben, welche wir von seinem berühmten Lehrer Guarino kennen, sehen anders aus: Guarino schrieb nicht das kursive, sondern ein Minuskel-*a*, ein anderes *c*, konsequent gerades *d*, gerades *r*, gerades Schluß-s ohne Unterlänge und spitzes, aber offenes *v* am Wortanfang, die Bogenligatur *ct* und eine etwas andere Kürzung für die Endung *-rum*. Außerdem wußte er *e* und *ae* zu unterscheiden⁶⁹. Es ist möglich, daß Luder nicht viel Schriftliches von Guarino zu Gesicht bekommen hat, und außerdem braucht man nicht vorauszusetzen, daß er seinen Lehrer hätte imitieren müssen. Auch die Basler Studenten ihrerseits haben nicht Luders eben gezeigte Schrift nachgeahmt.

Unter Luders Basler Schülern kennen wir die Schrift Bernhard Oiglins am besten. Sein erstes datiertes Manuskript ist eine Kopie des Traktates „Parvulus philosophiae moralis“⁷⁰, welches er am 20. Juli 1467 abgeschlossen hat. Angefangen hatte er den Text schon einige Zeit vorher, und man ist versucht, die ersten Seiten einem, vielmehr verschiedenen anderen Schreibern zuzuweisen, bis sich bei genauem Zusehen herausstellt, daß es immer derselbe Oiglin war, der allerdings seine persönliche Handschrift noch nicht gefunden hatte. Er war auch noch ein junger Mann – im selben Jahr ist er Baccalaureus geworden –, und so mag die Niederschrift ein Dokument seiner Entwicklung, vielleicht geradezu seiner Pubertät sein. Der Schluß aber zeigt eine gefestigte, ziemlich enge und nach rechts geneigte Schrift, wie sie damals an der Basler Universität häufig war. Zu ihr gehören das *r* mit Fuß – neben der runden Form – und das runde, aus drei Zügen gebildete Schluß-s, in ihr fehlen alle Schlingen. Neben diese Buchschrift stellt sich bei Oiglin – auch das keine Ausnahme in jener Zeit – eine feine, dünne Gebrauchs- und Glossenschrift⁷¹. Sie erlaubt sich fließende Bewegungen, ja eigentliche Schwünge etwa im breit ausladenden, alphaförmigen *A*, dazu kursive Schlingen bei *b*, *d* und *l*. In ihr tritt bei Oiglin das humanistische gerade Schluß-s auf.

Am schärfsten ausgeprägt ist der Gegensatz zwischen Buch- und Gebrauchsschrift dort, wo sie für den Text einerseits und die Glossen ander-

⁶⁹ Abb. 16: Vaticano, lat. 3908, 162r (= Nr. 156), ein Brief an Giovanni Tortelli (Druck: Epistolario di Guarino Veronese, ed. R. SABBADINI 2, Venezia 1916, S. 618f. Nr. 878). Die Probe bei G. BERTONI, Notizie sugli amanuensi degli Estensi nel quattrocento (in: Archivum Romanicum 2, 1918) S. 31 (Koloophon des Caesar in Modena, ms. est a W 1,3) zeigt dasselbe Bild.

⁷⁰ F VIII 1, 126r–138r; „in ethicam Aristotilis introductorius“ ergänzt ein alter Druck (s. l., s. d.) den Titel; eine Inkunabel gibt Hain 12429 an.

⁷¹ Die Bezeichnung ‚Kursive‘ ist in diesem Falle unzulässig, da Buchstabenverbindungen in beiden Schriften vorkommen.

rerseits verwendet werden⁷². Es finden sich aber auch Zwischenformen jeder Art, denn Oiglin gibt seinen kleinen Aufzeichnungen das Gewicht, das er gerade für angemessen hält, und da ist bemerkenswert, wie die einzelnen Kennzeichen variieren: Die kursiven Verbindungen, kaum je konsequent durchgeführt, fehlen oft fast ganz⁷³, die Schrift wird dann etwas größer, dunkler und strenger⁷⁴, während das gerade Schluß-*s* sich hält und gelegentlich sogar in die Buchschrift eindringt⁷⁵.

Wäre Oiglins Schrift ein Einzelfall, brauchten wir uns nicht lange dabei aufzuhalten. Derselbe Typus läßt sich aber auch sonst an der Universität nachweisen, sodaß wir von einer eigentlichen Schule sprechen können, für die Oiglin allerdings die reichsten Belege liefert. Kennzeichnend ist das gerade Schluß-*s*, während die übrigen Formen ganz oder mit geringen Ausnahmen der Tradition verhaftet sind, insbesondere das *d* rund bleibt.

In der Rektoratsmatrikel der Universität erscheint dieser Schrifttypus im Winter 1467/8 und in einem Nachtrag zum vorhergehenden Semester⁷⁶. Es ist eine sorgfältige Hand, wie sie solch feierlichem Dokument zukommt – wohl vor lauter Konzentration auf die Feder ist gleich das erste Wort, *Sebestian*, falsch herausgekommen –, das lange Schluß-*s* ist darin ebensowenig konsequent durchgeführt wie die *st*-Ligatur, zum humanistischen Eindruck tragen dagegen die runden Majuskeln am Zeilenanfang wie das Fehlen der Schleifen im Text bei. Der Eintrag steht in der Matrikel ganz für sich, erst 14 Jahre später folgt der nächste humanistische Text⁷⁷.

⁷² F VIII 1, 150r: Elegia de virgine Alda (s. Anm. 61); Abb. 19.

⁷³ F III 1, 113v: Auctoritates extractae de Terentio; Abb. 17.

⁷⁴ F VIII 1, 167r: Peter Luder, Oratio elegans ad Francorum regem (Begrüßungsrede beim Eintreffen Herzog Sigismunds von Österreich am Hofe Ludwigs XI. im Frühling 1469; s. W. WATTENBACH, Peter Luder, der erste humanistische Lehrer in Heidelberg, in: ZGORh 22, 1869, S. 82f.); Abb. 20.

⁷⁵ F III 1, 110v unten: Terenz, Phormio (die Hs. zeigt am Anfang nur rundes Schluß-*s*, wird aber gegen Ende etwas unsorgfältiger); Abb. 18.

⁷⁶ A N II 3, 24v–25r und 24r unten (Matrikel 1 S. 67f. u. 66 Nr. 12–14); abgebildet Bl. 24r (Abb. 23).

⁷⁷ Siehe unten S. 432f. Eine Ausnahme machen einige Nachträge zu den Jahren 1464–1471: dreimal steht neben dem Vermerk, daß ein Student nicht den vollen Immatrikulationsbetrag bezahlt habe, weil er arm sei, *dedit totum*, von derselben Hand ist außerdem der Name Bernhard Oiglins geschrieben (Bl. 21r; Matrikel 1 S. 59 Nr. 113). Es ist eine Schrift mit geradem *d* und rundem Schluß-*s*, die also eher zur Heynlin-Tradition gehört (s. unten S. 414). Da die betreffenden Studenten außer Oiglin alle im J. 1473 ein Examen abgelegt haben und wohl bei diesem Anlaß die Gebühren nachzahlen mußten, werden die Einträge aus diesem J. stammen. – Ganz außer Betracht lassen wir die meist sehr viel späteren Seitentitel der Matrikel.

Weiter ist Balthasar Irmi zu nennen, der Sohn eines reichen Basler Kaufherrn. Er ist 1464 Baccalaureus, 1467 Magister geworden⁷⁸. Im Jahre 1466 zeichnete er schon fleißig humanistische Texte auf, schrieb aber noch konventionell⁷⁹. Zwei Jahre später kopiert er Cicero und bevorzugt jetzt das gerade Schluß-*s* in Text und Glossen⁸⁰. In den Anmerkungen kommt überdies nicht selten das gerade *d* vor. Ungewöhnlich ist die Formel *ady* (italienisch *addi*), welche in acht der neun Datierungen des Bandes auftritt. Irmi könnte sie in seinem Vaterhause kennengelernt und, da sie ihm als etwas Italienisches humanistisch vorkam, übernommen haben⁸¹.

Mit Irmis Handschrift zusammengebunden war früher der Druck Cicero, *De officiis* von Fust und Schöffler aus dem Jahre 1465⁸², auch er von Irmi glossiert. Die Type, in der schon der Durandus von 1459 gedruckt worden war, zeigt zahlreiche Kürzungen und Bogenverschmelzungen, dazu ein buntes Gemisch von gotischen und humanistischen Formen, folgt aber in den wesentlichen Punkten andern Regeln: gerades *d* ist häufig, die Bogen-Ligatur *ct* nicht selten, das Schluß-*s* dagegen stets rund. Von dieser Schrift sind die Basler also offensichtlich nicht beeinflusst worden.

Einen weiteren Schreiber kennen wir nicht mit Namen. Seine ersten erhaltenen Werke sind ein Kommentar zum Auctor ad Herennium und Servius zur Aeneis von 1468⁸³, im folgenden Jahr kommt der Anfang des Kommentars von Johannes Duns Scotus „Super prima Sententiarum“ dazu⁸⁴. Die sonst traditionelle Buchschrift zeigt neben rundem *d* ganz überwiegend langes Schluß-*s* und auch die Bogen-Ligatur *ct*. Charakte-

⁷⁸ Über ihn s. Matrikel 1 S. 19 Nr. 18.

⁷⁹ F V 27. Der Band enthält vorn als Haupttext Terenz, es folgt Bl. 112r–146r Humanistisches aus Italien, darunter viele Reden Guarinos. Der Schreibereintrag Bl. 117r: „Balthasar Bacalarie 3^o kalendas maii . . . 1466“; zur Identifizierung der Schrift vgl. vor allem die Seitentitel im Terenz. – Abgebildet Bl. 133r (Abb. 24).

⁸⁰ F II 42, abgebildet Bl. 1r (Abb. 25; daß in der oberen Hälfte der Seite das Brezel-*s* überwiegt, ist nicht typisch).

⁸¹ Balthasar Irmis Vater, Hans Irmi, hat etwa bei der Berufung italienischer Juristen an die Basler Universität vermittelt (R. WACKERNAGEL, Geschichte der Stadt Basel 2, 2, Basel 1916, S. 580).

⁸² GW 6921. Die beiden Teile wurden im letzten Jh. getrennt. Der Druck, zu welchem auch der schöne Einband geschlagen wurde, trägt jetzt die Signatur Inc. 7.

⁸³ F V 32, 2r–150r. Von dem Servius-Kommentar stammt nur ein Stück in der Mitte von unserem Schreiber (101r–136v), das übrige samt der Datierung („... basilee vndecima Iulii anno lxxviii“) gehört einer anderen Hand. Der Band kommt aus dem Faeschischen Museum.

⁸⁴ A I 5, 1r–18r; der Band ist von Johannes Judenbretter (Matrikel 1 S. 57 Nr. 76) fortgesetzt und am 13. März 1469 vollendet worden (Eintrag 224^{rb}). Er stammt aus dem Besitz der Artisten-Fakultät. Abgebildet Bl. 3v^b unten (Abb. 21).

ristisch ist das hakenförmige *i* am Wortanfang⁸⁶. Von derselben Hand, aber aus etwas späterer Zeit stammen zwei Bände mit Werken des Aristoteles in der Übersetzung Leonardo Aretinos. Der eine kommt aus der Bibliothek Heynlin's⁸⁶, den anderen hat ein Basler Student, Berchtold Kirssenmann, wohl bald nach 1470 um einen Gulden erworben⁸⁷. Die Schrift ist jetzt etwas weiter geworden, geändert hat sich die Form des *g*⁸⁸, auch ist die Bogen-Ligatur *ct* verschwunden, dafür tritt das Schluß-*r* zuweilen als Majuskel auf. Stärker ausgeprägt ist auch die ungleiche Richtung der langen Schäfte: Besonders diejenigen mit Unterlänge neigen sich stark nach rechts.

Wer der Schreiber dieser Texte war, läßt sich, wie gesagt, nicht feststellen. Daß er in Basel arbeitete, kann aus dem Eintrag im ersten und der Provenienz der weiteren Werke geschlossen werden, und das Schriftbild kommt dem von Öiglins entsprechend anspruchsvollen Texten nahe.

An dieser Stelle ist ein Experiment zu erwähnen. In Kirssenmanns Band folgt auf den Text des eben erwähnten anonymen Schreibers Sallust, *De coniuratione Catilinae*⁸⁹. Die Manuskripte müssen ziemlich gleichzeitig entstanden sein, denn das Wasserzeichen ist in beiden identisch, und schon Kirssenmann hat sie zusammen besessen. Der Schreiber des Sallust hat seine Blätter aber nicht wie sein Kollege geglättet und auch eine andere Tinte verwendet. Er nun hat offenbar eine rein humanistische Minuskel nachzubilden versucht, mit geradem *d* und Schluß-*s*, Schluß-*e* mit Zunge und der Bogen-Ligatur *ct*⁹⁰. Seine Hand wirkt aber unsicher, auch mit der Schriftgröße hat er Mühe (auf den ersten Seiten sind die Buchstaben wesentlich kleiner als später), all das verrät, daß er sich in ungewohnten Formen versucht. Wer die Glosse zwischen den Zeilen und am Rand geschrieben hat, läßt sich nicht leicht sagen. Man ist versucht, zwei Hände zu unterscheiden und die ungelenkere mit der des Textschreibers, die andere mit der Kirssenmanns zu identifizieren. Die Trennung geht aber nicht auf⁹¹, und so stammt wohl doch alles, Text wie Glossen, von der-

⁸⁶ Allen 4 hier beschriebenen Bänden gemeinsam ist auch die Behandlung der Schreibfläche: sie ist gegen die Ränder unregelmäßig auslaufend geglättet, kalziniert und mit dem Stift fast unsichtbar liniert.

⁸⁷ F I 2: *Ethica, Oeconomica und Politica*; abgebildet Bl. 83v (Abb. 22).

⁸⁸ A N IV 14: *Ethica, Oeconomica* mit Kommentar und Sallust, *Catilina* (darüber unten). – Kirssenmann hat sich 1471 immatrikuliert: Matrikel 1 S. 94 Nr. 31; der Kaufvermerk Bl. 112r. Der Band gelangte später über Ludwig Moser in die Kartause.

⁸⁹ Nur im Kommentar des Bandes A N IV 14 tritt durchgehend die alte Form auf.

⁹⁰ A N IV 14, 94r–112r; abgebildet Bl. 100r (Abb. 26).

⁹¹ Vgl. Z. 11.

⁹² Vgl. etwa den Übergang der Glosse in der Mitte links. Die flüssige Schrift zeigt übrigens eine enge Verwandtschaft mit derjenigen Öiglins.

selben Hand. In seinen Bemerkungen verrät unser Schreiber, daß er im Latein noch nicht ganz sattelfest ist: recht häufige Wörter sind ihm nicht geläufig⁹², und oft muß er zu deutschen Übersetzungen Zuflucht nehmen⁹³. Es wird sich also um einen jungen Studenten handeln, der sich für die humanistischen Studien begeistert hat und dem auch in seiner Schrift Ausdruck geben will. Sein Name läßt sich nicht feststellen.

Nachdem wir das Material vorgelegt haben, stellen sich einige kritische Fragen. Sind nicht die Belege zu wenig dicht, die Beweise allzu schwach? Daß an der Basler Universität um 1470 humanistische Texte kopiert worden sind, sowohl antike wie moderne italienische Autoren, wird man gelten lassen, und da trotz der dünnen Überlieferung gewisse Stücke doppelt und mehrfach vorhanden sind, wird man auch an einer Verbindung der einzelnen Schreiber nicht zweifeln dürfen. War aber wirklich Peter Luder das Haupt dieser Schule? Außer einer Erwähnung durch Jakob Louber⁹⁴ haben wir kein ausdrückliches Zeugnis dafür, die kopierten Texte waren auch sonst unter den Humanisten verbreitet. Für unsere These spricht aber die reiche Überlieferung von Werken Luders in Basel⁹⁵. Ein anderer Humanist als er kommt überdies gar nicht in Betracht: Der Vorgänger Petrus Antonius hatte in Basel keinen Erfolg, der Nachfolger Jacobus Publicius, der sich als Florentiner ausgab⁹⁶, ist bald weitergezogen, und von Johannes Matthiae de Gengenbach, einem Schüler Heynlin's, der seit 1465 bei den Artisten lehrte⁹⁷ und nach Jacobus Publicius über Poesie las, ist weiter nichts bekannt; er mag ein ruhender Pol in der Fakultät gewesen sein, aber eine überragende Figur war er nicht. Von allen dreien sind in Basel keine Texte erhalten geblieben, wie man es von einem auch nur einigermaßen populären Lehrer erwarten würde. Durch seine Werke hoffte ja der Humanist sich Unsterblichkeit zu erringen, und literarische Produktion steht deshalb im Zentrum seiner Tätigkeit. Peter Luder dagegen ist offensichtlich das Vorbild jener ersten Basler Humani-

⁹² In unserem Beispiel etwa *facinora* oder *haud*.

⁹³ Etwa *tollerauerant: uff enthielten* oder *creditum: gelt schuld*.

⁹⁴ Vgl. Anm. 56.

⁹⁵ Vgl. außer dem oben erwähnten Gedicht auf Anna von Randedek W. WATTENBACH, Peter Luder (wie Anm. 74) S. 82f.

⁹⁶ Matrikel 1 S. 89 Nr. 42. In Wirklichkeit war er wohl ein Spanier oder Portugiese, s. P. O. KRISTELLER, *Renaissance thought 2* (New York 1965) S. 75 Anm. 17 (*The European diffusion of Italian humanism*), mit Literaturangaben. Sein autographes „*Panagicon domus Lavallensis*“ (Paris B.N., lat. 7809) ist in einer hoch stilisierten, ja gekünstelten humanistischen Minuskel geschrieben (vgl. CH. SAMARAN et R. MARICHAL, *Catalogue des manuscrits en écriture latine portant des indications de date . . . 2* (Paris 1962) S. 521, ohne Abb.).

⁹⁷ Matrikel 1 S. 54 Nr. 26.

sten gewesen, und als Lehrer an der Universität war er wohl auch tatsächlich das Haupt ihres Kreises.

Allerdings ergibt sich hier eine Schwierigkeit: Luder hat von 1464 bis 1468 gelesen, unsere Belege dagegen konzentrieren sich auf die Jahre 1468 bis 1471. Zwar, daß sich aus dem Kreis der Basler Universität um 1470 besonders viele Handschriften erhalten haben, ist ein Phänomen, auf das wir später zu sprechen kommen, es kann hier nur festgestellt werden. Daß eine Schule Peter Luders auch ohne das Haupt einige Zeit weiter existieren konnte, ist besonders an einer mittelalterlichen Universität, wo die älteren Studenten zugleich die jüngeren unterrichteten, durchaus anzunehmen. Was die Schrift im besonderen betrifft, so weist ihr Vorkommen in der Matrikel darauf hin, daß sie schon 1467 nicht mehr ganz ungewohnt war, denn für Experimente wäre das repräsentative Buch der Universität sicher nicht der rechte Ort gewesen. Daß nicht alle Studenten Luders die alten Formen aufgaben, kann auch nicht verwundern: Schreiben gehörte nicht zum Unterricht, und wer sich bei einem humanistischen Lehrer ein geschmeidiges, klassisches Latein zu erwerben trachtete, brauchte sich deswegen noch nicht als Redner und Poet zu fühlen. So ist es vielleicht kein Zufall, daß Jakob Louber, der spätere Prior der Kartause, nie ein langes Schluß-*s* oder ein gerades *d* geschrieben hat.

Doch, mag sich jetzt der Leser fragen, bestand wirklich ein Zusammenhang zwischen Peter Luder und der dargestellten Schrift, welche für ihn selber ja gar nicht belegt ist, und woher stammte diese Schrift? Für den ersten Punkt liefern Heidelberger Manuskripte weitere Argumente: Grades Schluß-*s* und rundes *d* zeigen zwei Reden Matthias Kemnats, des „Freundes und Zechbruders“ von Peter Luder, aus dem Jahre 1465 und andere Texte von der Universität⁹⁸, ein „Modus studendi in arduissima canonica et legali scientia“, Hugo von St. Victor zugeschrieben und datiert 1469⁹⁹, eine „Oratio in genere demonstrativo de vii artibus liberalibus“¹⁰⁰ und eine „Oratio Petri Luderi“¹⁰¹. Gewiß ließe sich die Liste mühelos verlängern. Hinzu kommt eine Handschrift mit inhaltlichen Bezügen zum Elsaß und zu Freiburg im Breisgau, an einer Stelle auf 1462 datiert, die neben anderen humanistischen Texten auch die Luder zugeschriebene „Ars rhe-

⁹⁸ Vaticano, Palat. lat. 870, 132r–140r; zu dieser Hs. s. H. STEVENSON, *Codices palatini latini 1* (Roma 1886) S. 310ff.; G. RITTER, *Aus dem Kreise der Hofpoeten Pfalzgraf Friedrichs I.* (wie Anm. 68) S. 109–123.

⁹⁹ Ebd. 140v–142v (von anderer Hand).

¹⁰⁰ Ebd. 194r–196r (von wieder anderer Hand).

¹⁰¹ Vaticano, Palat. lat. 1769, 129r–135v, s. P. O. KRISTELLER, *Iter italicum 2* (London 1967) S. 395.

torica“ enthält¹⁰². Denselben Typus verwenden aber auch Schreiber, welche zu Luder in keiner direkten Verbindung stehen: Johannes Vergenhans (*Nauclerus*), Schüler Heynlin's in Paris und später sein Kollege an der jungen Universität in Tübingen, ist zwar einst in Basel Lektor für kanonisches Recht gewesen, in der Rektoratsmatrikel steht sein Name sogar unmittelbar vor dem Peter Luders¹⁰³. Schon im folgenden Jahr aber erscheint er in Geschäften an der Kurie, und da er sich auch schon früher in Italien aufgehalten hatte, ist es sehr fraglich, ob seine Schrift von Luder beeinflusst worden sei. Jedenfalls findet sich später auch in seiner sonst noch gotischen Schrift das gerade Schluß-*s*, wenn auch eher selten¹⁰⁴.

Weitere Beispiele stammen aus dem Kreis auswärtiger Studenten in Italien, zu welchen ja auch Peter Luder gehört hat: Der Engländer John Gunthorpe hat 1460 als Schüler Guarinos in Ferrara ein Manuskript geschrieben, das denjenigen Öglins sehr nahe kommt¹⁰⁵. Ein anderes, das noch im 15. Jahrhundert nach Basel gelangte, ist 1466 in Pavia vollendet worden, wohl ebenfalls von einem auswärtigen Studenten¹⁰⁶. Und schließlich zählt zur selben Gruppe der berühmte Albrecht von Eyb¹⁰⁷, der in Pavia, Bologna und Padua studiert hat. Es scheint demnach, daß die Schrift mit rundem *d* und geradem Schluß-*s* von humanistisch gerichteten Studenten an den Universitäten Oberitaliens übernommen worden ist. Über ihre Verbreitung in Italien besitzen wir allerdings nur wenige Anhaltspunkte: Die illuminierten Handschriften erster Qualität, wie sie

¹⁰² Freiburg i. Br., Hs. 89; das Datum Bl. 82r, die „Ars“ Bl. 26v–32v.

¹⁰³ Matrikel 1 S. 45 Nr. 2. Über Vergenhans s. J. HALLER, *Die Anfänge der Universität Tübingen 1* (1927) S. 14ff. und passim.

¹⁰⁴ Tübingen, Universitätsarchiv I 82 (Güterverzeichnis der Tübinger Probstei), abgebildet Bl. 1r (Abb. 28); vgl. auch Bl. 9r: HALLER bei S. 256. Die Hs. läßt sich nicht genau datieren, andere Autographen scheinen nicht bekannt zu sein.

¹⁰⁵ London, B.M., Harley 2485 (olim 8617); Facsimile von Bl. 130r bei S. H. THOMSON, *Latin book hands of the later middle ages* (Cambridge 1969) Nr. 107. Einen Überblick über die Anfänge der humanistischen Schrift in England mit zahlreichen Schriftproben gibt: Duke Humfrey and english humanism in the fifteenth century, catalogue of an exhibition held in the Bodleian library (Oxford 1970).

¹⁰⁶ F III 7 (Ovid, *Metamorphosen*); der Schreibeintrag Bl. 235r; s. F. MUNARI, *Catalogue of the mss of Ovid's Metamorphoses* (London 1957) S. 12 Nr. 30. – An der Schrift ist bemerkenswert das *g* mit ausgeprägter Spitze nach links. Schreiber war möglicherweise Philipp Stauffer, der die Hs. in die Kartause gebracht hat und der als Baccalaureus der Rechte sehr wohl in Italien studiert haben könnte (über ihn s. Basler Chroniken 1 S. 313f.).

¹⁰⁷ Verschiedene Schriftproben bei G. GAILHOFER, *Der Humanist Albrecht von Eyb* (in: *Sammelb. des Hist. Vereins Eichstätt* 42, 1927) S. 28–72; da die Reproduktionen sehr schlecht sind, geben wir ebenfalls ein Beispiel: Augsburg, Staats- u. Stadtbibl. 2^o Cod. 125, 1r oben, geschrieben in Bologna 1453 (Abb. 27 = GAILHOFER S. 66f. und Abb. 7).

gewöhnlich abgebildet werden, richten sich meistens nach der Florentiner Humanistica und zeigen also gerades *d*, dazu oft rundes Schluß-*s*. Daß die „schönen“ und „vorbildlichen“ Proben der meisten Werke zur Schriftgeschichte dieselben, heute noch gültigen Formen auswählen, versteht sich von selbst. Unser Typus ist von manchen Humanisten als anspruchslose Gebrauchsschrift verwendet worden, so von Enea Silvio, Marsilio Ficino, Angelo Poliziano¹⁰⁸, weitere Beispiele hat ein erster Band datierter Handschriften aus Rom ans Licht gebracht¹⁰⁹. Nur ein Sueton mit Miniaturen einer lombardischen Schule aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts ist kostbar ausgestattet und kalligraphisch geschrieben¹¹⁰.

Schriften mit rundem *d* und geradem Schluß-*s* waren im 14. Jahrhundert noch durchaus üblich gewesen; es waren die Formen der gewöhnlichen gotischen Buchminuskel. In Italien führt von dort eine ungebrochene Tradition in den Humanismus hinein. Für die erste Hälfte des Quattrocento ist hier etwa der heilige Bernardino da Siena (1380–1444) zu nennen, der in lateinischen Texten durchwegs die genannten Formen vertritt¹¹¹, ohne daß man humanistische Einflüsse erkennen könnte. Auch ein Manuskript, das in Ferrara für Leonello d'Este (gestorben 1450) kopiert worden ist¹¹², wirkt noch durchaus gotisch. Diese Schrift hat offenbar vom Humanismus her frische Impulse erhalten und ist so noch einige Zeit lebendig geblieben: Sie war altertümlich und zeigte wenigstens ein Merk-

¹⁰⁸ Enea Silvio: Enea Silvio Piccolomini Papa Pio II (wie Anm. 27) nach S. 390 Tafel 3. – Ficino: P. O. KRISTELLER, Some original letters and autograph manuscripts of Marsilio Ficino (in: Studi di bibliografia e di storia in onore di Tammaro de Marinis 3, Verona 1964) S. 5–33, bes. S. 10; instruktiv ist auch die Probe bei E. GARIN, La letteratura degli umanisti (= Storia della letteratura Italiana 3), Milano 1966, 298. – Poliziano: A. CAMPANA, Contribuiti alla biblioteca del Poliziano (in: Il Poliziano e il suo tempo, Atti del IV convegno internazionale di studi sul rinascimento, Firenze 1957) nach S. 216 Tafeln 1–8. – Zwei mehr oder weniger scharf geschiedene Schriften, wobei die kalligraphischere gerades *d* und rundes Schluß-*s*, die anspruchslosere rundes *d* und gerades Schluß-*s* zeigt, kommen auch sonst vor (vgl. S. 414, 436f.), in manchen Fällen ist wohl vor allem die flüchtige Variante noch nicht identifiziert.

¹⁰⁹ Catalogo dei manoscritti in scrittura latina datati o databili 1: Biblioteca nazionale centrale di Roma, a cura di V. JEMOLO (Torino 1971) Tafeln 75 (1440), 89 (1447), 135 (1471/2), 142 (1474), 150 (1479), 151 (1480). Zu nennen ist auch etwa das oben Anm. 20 erwähnte Ms. A VI 34, 2r–72v, welches nur selten an besonders sorgfältigen Stellen gerades *d* zeigt, oder ein 1458 auf Kreta geschriebener griechisch-lateinischer Boethius (Wien, Palat. phil. Gr. 251; Facsimile bei J. BRCK, Die Schreiber der Wiener griechischen Hss., Wien 1920, Tafel 37).

¹¹⁰ Parma, Ms. Parm. 2802, s. A. CIAVARELLA, Codici miniati della biblioteca Palatina di Parma (Milano 1964) S. 39 Nr. 8 und Tafel 18.

¹¹¹ Vgl. die Abb. in den Opera omnia, Quaracchi 1950ff.

¹¹² Paris B.N., lat. 6520 (Albertus Magnus, de animalibus), s. E. PELLEGRIN, La bibliothèque des Visconti et des Sforza, supplément ed. T. DE MARINIS (Firenze 1969) S. 39 und Tafel B.

mal der *Littera antiqua*, ohne doch ganz ungewohnt zu sein. Noch gegen Ende des Jahrhunderts finden sich ihre Spuren¹¹³.

In Basel war das etwas anders: Das gerade Schluß-*s* ist hier rascher verschwunden als in Italien, nur zwei Schreiber verwenden es noch im 15. Jahrhundert, ohne daß sie sonst irgend von humanistischen Formen beeinflusst wären: Johannes Burkardi und Konrad Schlatter. Es lohnt sich, kurz bei ihnen zu verweilen.

Von Burkardis Leben ist wenig bekannt: Er selber nennt als Ort seiner Herkunft das Kloster Moutier-Grandval, 1423 erscheint er in Heidelberg¹¹⁴, und spätestens seit 1437 war er in Basel Kaplan der Antonius-Kapelle. Johannes Burkardi war ein leidenschaftlicher Schreiber und Sammler von Büchern: Die Einträge in Manuskripten, die er selber verfertigt hat, reichen von 1401¹¹⁵ bis 1454¹¹⁶, dazu besaß er zeitgenössische Bände, die zum Teil vielleicht in seinem Auftrag geschrieben worden sind, und auch kostbare ältere Stücke. Unter den privaten Bibliotheken in Basel kennen wir keine größere aus seiner Zeit: Acht Bände liegen heute in Colmar, über dreißig in Basel, und die Liste ist noch längst nicht vollständig. Allerdings hat Burkardi manchen Faszikel lose hinterlassen, und von gewissen Sammelbänden stammt deshalb nur ein Teil aus seinem Besitz. Auf der anderen Seite ist sicher manches verloren gegangen oder nicht mehr identifizierbar.

Johannes Burkardi war ein Mann von vielfältigen Interessen. In seiner Bibliothek stand Theologie an erster Stelle, aber auch die Medizin war

¹¹³ Neben rundem *d* gelegentlich langes, überwiegend aber rundes Schluß-*s* findet sich etwa in einem Brief von Stefano della Torre an Niccolò Michelozzi von 1476 (?), s. T. DE MARINIS und A. PEROSA, Nuovi documenti per la storia del rinascimento (Firenze 1970) S. 63 und Tafel 22, und bei Franchino Gaffurio de Lodi, Harmonia instrumentalis (Autograph, geschrieben 1500 in Mailand: Lyon, Palais des Arts 47), s. E. PELLEGRIN, Les manuscrits de Geoffroy Carles, Studi di bibliografia (wie Anm. 108) S. 321ff. und Tafel 2.

¹¹⁴ Am 31. Jan. hat Burkardi den Tractatus de contractibus des Heidelberger Professors Johannes Lagenator de Francordia geschrieben (A VIII 16, 83r–100r, der Eintrag am Schluß), und da Heinrich von Beinheim im Hause eben dieses Johannes de Francordia seinen Besitzvermerk in das Ms. gesetzt hat (ebd. Bl. 82r), so wird Burkardi es auch in Heidelberg geschrieben haben. Man wird ihn dennoch kaum mit jenem Johannes Burkardi de Rotenburg gleichsetzen, der 1421–1423 an der dortigen Universität nachgewiesen ist (Die Matrikel der Universität Heidelberg I, hg. G. ТОНЬКЕ, 1884, S. 152) und der vielleicht als Johannes Burchardi, scholaris Constanciensis diocesis, im J. 1436 das Konzil von Basel um Dispens ersucht hat, damit er trotz seiner Ehe die geistlichen Weihen und auch Pfründen empfangen könne (Concilium Basiliense 4, Basel 1903, S. 219 und 224).

¹¹⁵ Colmar, bibliothèque municipale, mscr. 55 (3), 284r; Facsimile in: Ch. Samaran et R. Marichal, Catalogue des manuscrits en écriture latine portant des indications de date . . . 5 (Paris 1965) pl. 75.

¹¹⁶ Siehe Anm. 122.

gut vertreten¹¹⁷, in einem Antoniterhaus war sie sicher nicht fehl am Platze. Jurisprudenz¹¹⁸, Philosophie¹¹⁹, Mathematik und Astronomie¹²⁰ waren ebenfalls vertreten, und als humanistische Texte in Schwang kamen, bemühte er sich auch darum: Er kopierte einen Kommentar zu Valerius Maximus¹²¹ und einen Band mit Werken von Poggio¹²², außerdem ließ er sich einen Ovid-Codex verpfänden¹²³.

Johannes Burkardi hat sein ganzes Leben lang dieselbe große altertümliche Kursive geschrieben¹²⁴; Experimenten war er offensichtlich abgeneigt, und zu kalligraphischen Werken fehlten ihm Lust und Neigung. Er ist das Beispiel eines geistig regsamen, ja vielleicht bedeutenden Mannes, für den aber die Schrift keinen eigenständigen Wert besaß.

Von Konrad Schlatter wissen wir kaum mehr als von Burkardi: Er hat 1417 bis 1419 in Heidelberg studiert, wurde 1424 Kaplan am Basler Münster, trat aber bald darauf in den Predigerorden ein und versah in der Folge mehrmals das Amt des Priors. Im Jahre 1458 ist er gestorben¹²⁵. In Büchern schrieb er gewöhnlich eine anspruchslose Bastarda, nur in der eiligen Kursive zeigt sich auch bei ihm das gerade Schluß-s¹²⁶. Im Jahre 1432 oder 1433 hat Schlatter dem Frauenkloster St. Maria Magdalena in der Steinen, dessen Seelsorger er später werden sollte, eine kleine Bibliothek von zehn Bänden geschenkt¹²⁷. Daß es fast lauter erbauliche Texte waren, die meisten in deutscher Sprache, kann über seine eigene Bildung

¹¹⁷ Aus Burkardis Besitz stammen die Bände D II 2, D II 4 und Colmar, bibliothèque municipale, mscr. 394 (17) sowie Teile von D III 2 und D III 16.

¹¹⁸ C I 29 und C II 11. Zum Inhalt s. S. STELLING-MICHAUD, Catalogue des manuscrits juridiques ... conservés en Suisse (Genève 1954; Travaux d'humanisme et de renaissance 11).

¹¹⁹ F III 20, Bl. 1–90 (s. XIV.; Kommentare zu Porphyrius, isagoge in Aristotelis praedicamenta, und zu Aristoteles, perihermenias, der zweite Hervaeus Natalis zugeschrieben; die weiteren Teile des Sammelbd. stammen wohl nicht von Johannes Burkardi).

¹²⁰ O II 7.

¹²¹ „Glosa fratris luce“: E II 15, datiert 1442 (Bl. 347^v).

¹²² F VIII 10: De infelicitate principum und De nobilitate; das erste Stück ist datiert 1454 (Bl. 65^r).

¹²³ R. WACKERNAGEL, Geschichte der Stadt Basel 2,2 (Basel 1916) S. 615.

¹²⁴ Abgebildet A VIII 16, 95^v; vgl. dazu Anm. 114. Abb. 29.

¹²⁵ Über ihn TH. KAEPPEL, Scriptores ordinis Praedicatorum medii aevi 1 (Rom 1970) S. 287f.

¹²⁶ Abgebildet A X 119, 188^v unten; der Codex stammt aus dem Basler Dominikanerkonvent, der Schreiber ergibt sich aus dem Vergleich mit Aarau, Mscr. Wett. Fo. 26/VI, das durch den Eintrag Bl. IV für Schlatter gesichert ist. Abb. 30.

¹²⁷ Basel StA, Maria Magd. 458, s. ERDIN S. 116 Anm. 3; der Text ist auf 1432 datiert ohne nähere Angaben, die beiden Korroborationen aber auf 12. und 13. Nov. 1433, das frühere Datum ist also wohl verschrieben.

kaum etwas aussagen: Der Inhalt entsprach den Bedürfnissen der Schwestern. Die Urkunde, durch welche sie sich verpflichteten, die Bände ohne genügendes Pfand an niemand auszuleihen als allein an Schlatter, hat dieser selbst aufgesetzt, und auch hier, im flüchtigen deutschen Text, erscheint durchwegs das gerade Schluß-s.

So ist die Schrift mit rundem *d* und geradem Schluß-s doch kein ganz untrügliches Zeichen, daß ihre Urheber sich als Humanisten gefühlt hätten. In Basel zwar findet sich die alte Tradition nach Johannes Burkardi nirgends mehr, und wenn die ungeschlachte Bastarda der Briefe Niklaus' von Flüe in Obwalden noch 1482 langes Schluß-s zeigen¹²⁸, mag man mit Recht von einem Relikt sprechen. Was es aber in dem deutschen Brief eines Kölner Professors der Jurisprudenz aus dem Jahre 1463 zu bedeuten hat, wüßten wir nicht zu sagen¹²⁹.

3. Johannes Heynlin a Lapide

„Aus Kalbshäuten und großem Papier mit reichlich freiem Raum schreiben sie große Bände oder kaufen sie, binden sie in rotes und grünes oder sonst prächtiges Leder und kehren so mit gelehrtem Gepäck und unwissem Geist in die Heimat zurück.“ Mit diesen Worten hat der Basler Jurist Johann Ulrich Surgant den jungen Bruno Amerbach vor dem Beispiel eitler Studenten gewarnt¹³⁰. Er dachte dabei gewiß nicht an seinen wenige Jahre zuvor verstorbenen Freund Johannes Heynlin a Lapide¹³¹: Wenn dessen Bibliothek auch recht genau auf Surgants Beschreibung paßt, so war

¹²⁸ Facsimile eines Briefes an die Stadt Konstanz in: Taschenbuch für Geschichte und Alterthum in Süddeutschland, hg. H. SCHREIBER, 4 (Freiburg 1844) Tafel 3 (besser als bei A. MOJONNIER, Niklaus von Flüe 1, Zürich 1942, S. 176).

¹²⁹ Basel StA, Erziehungsakten X 1,1 Nr. 77, s. G. KISCH, Die Anfänge der juristischen Fakultät der Universität Basel (Basel 1962) S. 174 Anm. 1. Über Erpel ebd. S. 175f. Anm. 3: Erpel war damals schon ein älterer Herr – seine Stud. hatte er 40 J. früher in Köln begonnen –, er muß aber auch Italien gekannt haben, war er doch in Siena Doctor decretorum geworden. Abb. 31.

¹³⁰ Johannes Ulricus Surgant, Regimen studiosorum [Basel 1502] b5^v: *de pellibus vitulinis multaque papiro cum latis spatiis magna componunt seu comparant volumina eaque pellibus rubeis ac viridibus seu pulchris vestiunt et sic cum sapienti sacco et insipienti animo ad patriam redeunt.*

¹³¹ Über ihn P. ΜΑΥΡÉ in: NDB 9 (1972) S. 98ff.; grundlegend ist M. HOSSFELD, Johannes Heynlin aus Stein (in: BZGA 6, 1907) S. 309–356 und (7, 1908) S. 79–219, 235–431. Zur Auseinandersetzung zwischen den philosophischen Richtungen, die bei seiner Tätigkeit in Paris und Basel eine wichtige Rolle spielte, s. A. L. GABRIEL, „Via antiqua“ und „via moderna“ and the migration of Paris students and masters to the German universities in the fifteenth century, in: Miscellanea mediaevalia 9 (1974) bes. S. 474–476.

ihr Besitzer doch nicht ein fauler Student gewesen, sondern ein tüchtiger und weithin angesehener Gelehrter.

Heynlin's Leben ist weder äußerlich noch innerlich ruhig verlaufen. Er wurde um 1430 in Stein bei Pforzheim geboren, hat seine Studien in Erfurt, Leipzig und Löwen begonnen und ist 1454 nach Paris gekommen. Im Jahre 1464 tauchte er als Magister in Basel auf und setzte es mit seinen Gefährten durch, daß an der Universität neben der *via moderna*, dem Nominalismus, die realistische *via antiqua* als gleichberechtigte philosophische Richtung gelehrt werden durfte. Über seinen Aufenthalt in den beiden folgenden Jahren ist nichts bekannt, 1467 kehrte er wieder nach Paris zurück. Im Folgenden hat er mehrere Ehrenämter bekleidet (er wurde Prokurator der deutschen Nation, Prior der Sorbonne und Rektor) und die akademischen Examina bis hinauf zum theologischen Doktorat abgelegt. Mit Guillaume Fichet zusammen gründete er in der Sorbonne die erste Buchdruckerei auf französischem Boden. 1475 kam Heynlin wieder nach Basel und wurde bald ein beehrter Prediger. Als die Berner 1476 nach den großen Schlachten hatten, ließen sie Heynlin kommen, damit er die „Romfahrt“ leite. Zwei Jahre darauf wurde er Professor an der neu gegründeten Tübinger Universität, später Stadtpfarrer in Baden-Baden, und 1484 kehrte er als Prädikant am Münster nach Basel zurück. Drei Jahre später ist er in die Kartause eingetreten, und dort blieb er bis zu seinem Tode 1496.

Heynlin war ein wohlhabender Mann und ein echter Bibliophiler. Zu Prunkwerken, wie sie bei großen Herren im Frankreich seiner Zeit Mode waren, reichten seine Mittel zwar nicht aus, und als Gelehrter brauchte er auch mehr als ein paar kostbare Schaustücke. Aber er kaufte neben modernen auch alte Handschriften, legte Wert auf einen würdigen Einband und gediegene Ausstattung und bemühte sich, seine eigenen Glossen und Notizen sauberlich einzutragen. Als eifriger Leser begeisterte er sich für den jungen Buchdruck, und so lagen bei ihm die Inkunabeln gleichgeachtet neben den Manuskripten. Besonders in seinen frühen Jahren versuchte er sich aber auch selber in der Kalligraphie.

Das früheste sicher datierbare unter Heynlin's anspruchsvollen Manuskripten, „Aristoteles de anima“, ist im Jahre 1459 in Paris fertig geworden¹⁸². Es zeigt eine Schrift, welche unverkennbar humanistisch geprägt ist: Die Buchstaben stehen von einander isoliert, gerades *d* und langes Schluß-*s* herrschen durchaus vor, neben dem spitzen *v* ist das runde

¹⁸² B c III 5 (das ausführliche Kolophon Bl. 82^v); abgebildet Bl. 48^r (Abb. 32).

„ am Wortanfang nicht selten; charakteristisch ist die starke Spitze nach links in der Unterlänge des *g*. Majuskeln werden reichlich und zuweilen unmotiviert verwendet¹⁸³. Bei näherem Zusehen sind aber auch gotische Elemente festzustellen: Der Kontrast zwischen Haar- und Schattenstrichen ist sehr stark und droht zuweilen die Buchstaben aufzulösen. Einzelne Schäfte sind oben mit ganz feinen, ausfahrenden Zügen verziert¹⁸⁴, und ab und zu glaubt man sogar Spuren der alten Brechung zu erkennen¹⁸⁵. In den Glossen vollends überwiegt das runde *d*, auch das Brezel-*s* ist nicht selten.

Von wem hat Heynlin seine humanistische Schrift gelernt? Diese Frage sei wenigstens angeschnitten, auch wenn wir sie nicht beantworten können. Daß er erst in Paris humanistisch zu schreiben begonnen hat, scheint sicher. Er stand dort auch nicht allein: Seine Freunde Robert Gaguin und Guillaume Fichet pflegten ebenfalls eine humanistische Schrift¹⁸⁶, andere taten es ihnen nach¹⁸⁷.

Aufschlußreich ist ein Vergleich der Hand Fichets mit der Heynlin's. Es steht uns dazu ein Text zur Verfügung, den beide fast gleichlautend niedergeschrieben haben und dessen programmatisch aufgeputzter humanistischer Inhalt eine entsprechende äußere Form nahelegte¹⁸⁸. Bei aller Ähn-

¹⁸³ In unserer Probe etwa *Videntur, autem*.

¹⁸⁴ Etwa (*a*)*b* Z. 5 unseres Ausschnitts.

¹⁸⁵ Besonders deutlich in der zweiten Silbe von *terminamus* am Ende des ersten Abschnittes.

¹⁸⁶ Über den Pariser Humanismus s. A. RENAUDET, *Préréforme et humanisme à Paris* (ed. 2, Paris 1953) S. 80ff. – Von Gaguin's Hand ist die *Aeneis* in Paris, Arsenal 665 (Probe in: Ch. SAMARAN et R. MARICHAL, *Catalogue des manuscrits en écriture latine portant des indications de date . . . 1*, Paris 1959, pl. 124). Über Fichet s. unten und R. MARICHAL in: *Ecole pratique des hautes études*, 4^e section, sciences historiques et philologiques (Annuaire 1964/5) S. 231f.

¹⁸⁷ Vgl. die Einträge von Johannes Scriptoris 1478 im „Registrum autographum priorum collegii Sorbanae“ Paris B.N., lat. 5494 A (Facsimile: *Umbrae codicum occidentali-um* 3, Amsterdam 1960), fol. 74^r–76^r. Scriptoris ist wohl identisch mit dem *Johannes Scriptoris de Buyren*, welcher sich im Sommer 1464, also im gleichen Semester wie Heynlin, in Basel immatrikuliert hat (Matrikel 1, 48 Nr. 52).

¹⁸⁸ F IX 5, 248^r und A VII 13, 91^v (Abb. 38, 39). Es handelt sich um 2 Fassungen derselben Rede: Die erste stammt von Fichet, Heynlin hat sie durchkorrigiert, abgeschrieben und im Jahre 1470 bei seinem Amtsantritt als Prior der Sorbonne vorgetragen (behandelt bei M. HOSSFELD, *BZGA* 7, 1908, 104–108; HOSSFELD hielt auch die erste Fassung für ein Autograph Heynlin's). Daß Heynlin diese Rede gehalten hat, bezeugt er selber: In der Eröffnungsrede zu seiner *Lectio ordinaria* in Tübingen zitiert er ein Stück daraus, *thema illud quod in nostris olim principiis accipere consuevimus repetens, in oratione habita in Sorbonicis* (Tübingen UB, Mscr. M c 176, 160^v). Wenn man nicht annehmen will, daß Heynlin in Paris die Rede wiederholte, welche Fichet bei seinem Amtsantritt fünf Jahre früher an derselben Stelle gehalten hatte, so hätte er sich also den Text von seinem Freund aufsetzen lassen.

lichkeit des Gesamtbildes bestehen starke Unterschiede zwischen den beiden Schriften. Fichet hält sich an festgelegte Formen, er experimentiert nicht. Er schreibt in jeder Beziehung flüssiger als Heynlin: Die Buchstaben haben einen besseren Zusammenhalt in sich, es fehlen nicht kursive Elemente (die Schäfte sind leicht nach rechts geneigt, *e* bindet mit der Zunge), die langen Anstriche des *v* und die nach rechts gezogene Unterlänge des *g* bringen Bewegung in die Zeilen. In den Einzelheiten fehlen Fichet zwei typisch humanistische Elemente: das gerade *d* und die Bogen-Ligatur *ct* kommen nur bei Heynlin vor; diesem fehlt dafür das Schluß-*r* in der Majuskelform (daß bei ihm das *e* nicht bindet, mag eher eine persönliche Eigenheit sein). Einzelne bei ihm seltene Formen, etwa das *g* in der *s*-Form¹³⁹ oder das *r* mit dem nach rechts gebogenen Fuß könnte er von Fichet übernommen haben. Auch im allgemeinen, bei Heynlin eher ungewohnten Schriftbild mag man den Einfluß der Vorlage erkennen.

Eine besondere Bemerkung verdient das *d*. Im Protokoll der Prioren der Sorbonne¹⁴⁰ verwenden es Heynlin und Fichet ziemlich gleich: Die gerade Form steht in der Überschrift und am Anfang des Textes, dann tritt der runde Buchstabe an ihre Stelle. Daneben verwendet aber Fichet viel konsequenter langes Schluß-*s* als Heynlin. Das bedeutet: Für beide war gerades *d* ein kalligraphischer Buchstabe. Während aber Fichet ihn nur für besondere Fälle verwendet¹⁴¹ und sonst seine Schrift durch das lange Schluß-*s* als humanistisch charakterisiert, pflegt Heynlin üblicherweise gerades *d* zu setzen und schenkt dem Schluß-*s* nur wenig Beachtung.

Fichet und die anderen Pariser Schreiber stehen in derselben Tradition wie die Luder-Schüler in Basel, nur daß ihr Formenschatz durch das kalligraphische gerade *d* bereichert ist. Heynlin allein paßt nicht ganz in die Reihe. Wo er seine Vorbilder gefunden hat, ist schwer zu sagen. Man könnte an Gregorius Tifernas denken, der von 1457 bis 1459 in Paris gewirkt hat und den die dortigen Humanisten später als ihren Lehrer nicht nur der griechischen Sprache zu nennen liebten¹⁴². Seine Schrift zeigt

¹³⁹ Fichet zieht die Unterlänge nicht immer so weit nach rechts, vgl. etwa das Beispiel auf der untersten Zeile unserer Probe. – Dieselbe Form kommt natürlich auch bei anderen Schreibern häufig vor.

¹⁴⁰ (wie Anm. 137) fol. 49^v–55^v (Fichet) und 58^v, 61^r–162^r (Heynlin).

¹⁴¹ Gerades *d* und gerades Schluß-*s* finden sich konsequent in Fichets Kopie von „Ambrosius“ de amicitia (Paris BN, in lat. 16683; endet 129^r). Vgl. auch unten S. 437 über Erasmus.

¹⁴² Über Gregorius Tifernas in Paris s. F. SIMONE, Guillaume Fichet retore ed umanista (in: Memorie della r. accademia delle scienze di Torino, ser. 2, tom. 69, parte 2, Torino 1939) S. 115–117. Schriftprobe bei G. MANCINI, Gregorio Tifernate (in: Archivio storico italiano 81, 1923) S. 84.

zwar gerades *d* und rundes Schluß-*s*, weicht aber sonst stark von der Heynlins ab, und gegen eine direkte Beziehung spricht auch, daß Heynlin offensichtlich kein Griechisch gelernt hat.

Natürlich könnte Heynlin seine Vorlage auch aus italienischen Manuskripten geholt haben, ohne zu irgendeiner Schule in Beziehung zu treten. Wahrscheinlich steckt aber doch mehr hinter seiner Schrift: Ist es Zufall, daß eines der Lehrbücher für den jungen Maximilian in Wien¹⁴³ eine schlagende Ähnlichkeit mit Heynlins Handschriften zeigt? Hier wie dort die breiten, kontrastreichen Buchstaben, gerade und unverbunden, gerades *d*, meist gerades, daneben aber auch rundes Schluß-*s*, rote Überschriften in Minuskel, aber ganze Wörter am Textbeginn in Majuskeln, ja selbst die Haarstriche an den Schaftenden fehlen nicht. Dafür, daß der Codex nicht um 1465 in Wien entstanden sei, fehlt jeder Anhaltspunkt¹⁴⁴. Daß aber zwischen Heynlin und dem Lehrbuchschreiber nicht irgend ein indirekter Zusammenhang bestanden hätte, ist ganz unwahrscheinlich¹⁴⁵. In Italien gab es so viele Varianten humanistischer Schrift, daß kaum zwei Kopisten unabhängig voneinander auf eine derart übereinstimmende Wahl verfallen wären. Wo dieser Zusammenhang liegt, darüber mag sich freilich jeder seine eigenen Hypothesen aufstellen, solange sichere Anhaltspunkte noch fehlen.

Wenn Heynlin auch immer wieder zu seiner humanistischen Schrift von 1459 zurückgekehrt ist, so ist es doch für ihn bezeichnend, daß er auch mit anderen Formen experimentiert hat. Hauptdokument dafür ist seine Kopie der aristotelischen Logik, welche am Schluß auf 1463 datiert ist¹⁴⁶. Der Band besteht aus fünf Teilen, von denen die ersten vier in der Anlage aufeinander abgestimmt sind, während der letzte einen ganz anderen Schriftspiegel aufweist; deshalb gilt auch das Datum vielleicht nicht für das Ganze.

Die erste Seite des Bandes¹⁴⁷ zeigt die humanistische Hand Heynlins, welche wir bereits kennengelernt haben. Die zweite Seite dagegen und der Rest des ersten Teiles sind in einer stark gebrochenen, geradezu bizarren

¹⁴³ Wien NB, cod. 2289; Abb. bei H. FICHTENAU, Die Lehrbücher Maximilians I. und die Anfänge der Frakturschrift (1961) Tafel 38–41.

¹⁴⁴ Das bestätigt ausdrücklich der Direktor der Wiener Handschriftensammlung, Otto MAZAL, in einem Brief vom 28. Dez. 1971.

¹⁴⁵ Es besteht auch eine frappante Ähnlichkeit zwischen der bald zu erwähnenden burgundischen Bastarda Heynlins (Abb. 35, 36) und einem anderen Lehrbuch Maximilians, als dessen Schreiber der Kanzleibeamte Wolfgang Spitzweg gilt (Wien BN, cod. series nova 2617; Abb. bei FICHTENAU Tafel 31–37).

¹⁴⁶ F I 5; das Kolophon 482^r.

¹⁴⁷ Bl. 4^r.

burgundischen Bastarda¹⁴⁸ geschrieben. Daß nicht etwa der Schreiber gewechselt hat, zeigen nicht nur die gleichzeitigen Glossen und Rubriken, sondern auch die Stellen, an welchen plötzlich rundere Formen auftreten¹⁴⁹. Eine solche künstliche Schrift überstieg aber Heynlin's Fähigkeiten bei weitem, sie wirkt unregelmäßig, wackelig und unsicher, der Effekt steht in keinem Verhältnis zum Aufwand. Auch Heynlin selber war offenbar nicht recht befriedigt, er hat den Text nicht einmal fertig rubriziert. Im zweiten Teil¹⁵⁰ versucht er sich in einer wesentlich einfacheren Bastarda, wobei er *f* und langes *s* in französischer Weise nach rechts neigt¹⁵¹. Die weiteren Teile bewegen sich im abgesteckten Rahmen: zuerst¹⁵² eine im Duktus eher humanistische, in den Formen wesentlich gotische Schrift mit rundem Schluß-*s* und *d*, *s*-förmigem *g* und ausfahrenden Schmuckzügen, dann nochmals die Bastarda vom Anfang¹⁵³ und zum Schluß eine in der Aufmachung wenig anspruchsvolle, zwischen humanistischen und gotischen Formen schwankende und experimentierende Schrift¹⁵⁴: Allein in den sechs Zeilen unserer Probe finden sich drei verschiedene *g*, zwei Schluß-*s* und zwei *a*.

Erst recht ein Gemisch aller möglichen Elemente schrieb Heynlin bis an sein Lebensende in seinen persönlichen Notizen. Da finden sich alle Übergänge von der sorgfältigen Minuskel bis zur flüchtigen Kursive, zuweilen alles in dem selben Text, und auf wenigen Zeilen können langes, rundes und brezelförmiges Schluß-*s*, *et*, *+*, *&* und die tironische Note für *et* vorkommen¹⁵⁵.

Kehren wir jetzt zu Heynlin's humanistischer Schrift zurück. Sein kalligraphisches Hauptwerk ist zweifellos der Vergil¹⁵⁶. Über die Entstehungszeit läßt sich nichts Genaues sagen: Zwar enthält der Band die Vorreden

¹⁴⁸ Bl. 4^v-146^v, abgebildet 4^v (Abb. 33); über weite Strecken ist die Schrift etwas weniger verschnörkelt, vgl. das folgende Beispiel. Reiche Proben der burgundischen Bastarda bietet: *De librije van Bourgondie . . . vijftig miniaturen* (Brüssel 1970).

¹⁴⁹ Bl. 11^v, unterste Z. des Ausschnitts (Abb. 34).

¹⁵⁰ Bl. 148^r-247^v, abgebildet 160^v (Abb. 35).

¹⁵¹ Siehe E. CHROUST u. J. KIRCHNER, *Die gotischen Schriftarten* (1928) Abb. 19. Die Schrägstellung der Schäfte war allerdings nicht auf Frankreich beschränkt, sie findet sich häufig auch z. B. in Urk. des nordhess. Klosters Hasungen, s. W. HEINEMEYER, *Stud. zur Geschichte der gotischen Urkundenschrift* (1962) S. 199.

¹⁵² Bl. 257^r-344^r, abgebildet 284^v (Abb. 36).

¹⁵³ Bl. 349^r-432^v; nicht rubriziert.

¹⁵⁴ Bl. 433^r-482^r, abgebildet 435^r (Abb. 37).

¹⁵⁵ Abgebildet A VII 12, 202^r (Abb. 42; aus einer Predigt, undatiert).

¹⁵⁶ F III 3; s. dazu [M. BURCKHARDT], *Ausgewählte Miniaturen aus ma. Hss. der UB Basel* (Basel 1969) S. 13 zu Abb. 16 (mit Literaturangaben). Von mindestens gleicher Qualität der Schrift sind einige Seiten in F I 4 (Aristoteles, *metaphysica*).

der gedruckten Römer Ausgaben von 1469 und 1471¹⁵⁷, und nicht viel später muß die kostbare Miniierung mit feinen figürlichen Initialen angesetzt werden, denn sie ist in Paris entstanden, und im Jahre 1474 hat Heynlin Frankreich verlassen. Die beiden Vorreden gehören aber ebenso wie die Werke der „Appendix Virgiliana“ und andere Zusätze nicht zur ursprünglichen Anlage der Handschrift¹⁵⁸, und da die Aeneis in beiden Inkunabeln mit den unechten Versen *Ille ego qui quondam . . .* beginnt, Heynlin's Manuskript aber erst mit dem authentischen *Arma virumque cano . . .* einsetzt und die apokryphen vier Hexameter als offensichtlicher Nachtrag auf der vorhergehenden Seite stehen, darf man wohl annehmen, daß Heynlin die Haupttexte schon früher geschrieben und dann nachträglich seinen Band auf den modernsten Stand gebracht hat, eben auf den der Römer Ausgaben.

In seinem Vergil verwendet Heynlin im Wesentlichen dieselbe Schrift wie schon im Jahre 1459, nur schreibt er sorgfältiger und harmonischer, die Buchstaben sind breit und rund geworden¹⁵⁹. An humanistischen Merkmalen sind neu das Schluß-*e* mit Zunge und die Bogen-Ligaturen *ct* und *st*, zu bemerken ist ferner, daß das runde *r* konsequent nur nach *o* und *p* steht. Doch auch in dieser Handschrift hält sich Heynlin nicht durchwegs an dieselben Formen. Im oberen Teil der abgebildeten Seite versteht er die unteren Schaftenden mit waagerechten Strichlein oder leicht steigenden Haken nach rechts, zuweilen mit ausgeprägten Querstrichen¹⁶⁰. In der unteren Hälfte jedoch ist von solchen betonten Abschlüssen wenig zu bemerken, die Schäfte enden stumpf oder mit einem ungezwungenen steilen Aufstrich zum nächsten Buchstaben¹⁶¹. Überhaupt verschieden gestaltet sind *g*, *&* und der Haken des *a*. Im Verlaufe des Bandes läßt sich dabei durchaus keine Entwicklung feststellen, offenbar schrieb Heynlin einmal so und einmal anders.

Schon aus diesen Beispielen ist wohl klar geworden, daß bei Heynlin von einer Buchschrift mit feststehenden Formen nicht die Rede sein kann. Er schwankte zwischen den zahlreichen Möglichkeiten, welche sich anboten und seine Aufmerksamkeit erregten. Dabei mag mitgespielt haben, daß das Schreiben als eine Liebhaberei in seinen Tätigkeiten am Rande

¹⁵⁷ Copinger 5999 und 6000.

¹⁵⁸ Bl. 32-309 (*Bucolica*, *Georgica* und *Aeneis* mit dem 13. Buch des Mapheus Vegius) zeigen als Wasserzeichen den Ochsenkopf Piccard X 208/9 (Basel, Elsaß, ab 1464), Anfang und Schluß des Bandes dagegen französische Zeichen (ähnlich BRIQUET 1741 und 7251f.).

¹⁵⁹ Abgebildet 224^r oben und unten (Abb. 40, 41).

¹⁶⁰ Siehe etwa das Schluß-*s* von *penitus* Z. 1, das *t* in *hostem* Z. 2 usw.

¹⁶¹ Besonders instruktiv ist der Vergleich bei *f*, *j*, *i*, *r* und *T*.

stand und er sich nur in großen Abständen damit abgeben konnte. Die Kopie manches Textes muß sich über Jahre hingezogen haben, und die fertigen Hefte blieben oft lange ungebunden liegen¹⁶². Konstant blieb nur Heynlin's Federführung, die großen Lettern, der Kontrast zwischen kräftigen Schäften und feinen Haarstrichen, die kurzatmigen, schwunglosen Züge, welche die Form oft beinahe auflösen.

Der Dilettantismus Heynlin's erweist sich auch daran, daß er trotz allen Probeleien nie, soweit wir sehen, eine andere Schrift konsequent nachgebildet hat. Was er übernahm, waren einzelne Formen, und seine Vorbilder waren nicht karolingische Manuskripte, sondern die eigenen Zeitgenossen. So ist er nie zu den Quellen der humanistischen Schrift vorgestoßen, sondern bezog seine Anregungen aus zweiter und dritter Hand. Im wesentlichen blieb er dem einmal übernommenen Typus treu und folgte der späteren Entwicklung nicht mehr. Die klassischen Majuskeln etwa hat er nie konsequent verwendet. Ein Musteralphabet – die einzige Schriftstudie, welche wir von Heynlin besitzen – zeigt fast keine antiken Formen¹⁶³.

Heynlin hat, wir wissen nicht wann, eine Handschrift von Ovid's Metamorphosen erworben. Den Codex des 13. Jahrhunderts, der sich in schlechtem Zustand befunden haben muß, ließ er sorgfältig ausbessern und neu binden, die drei Blätter, welche verloren gegangen waren, hat er selber ersetzt¹⁶⁴. Die Einteilung der Seite übernahm er dabei genau, die Zeilenzahl rechnete er sorgfältig aus, und die ganze Arbeit ist ein Zeugnis seiner Bücherliebe. Die Schrift aber blieb seine eigene, es ist ihm offenbar nicht im mindesten in den Sinn gekommen, sich der alten Hand anzupassen oder auch nur die Zeilen mit einem langgezogenen Schluß-s auszufüllen, wie es die Vorlage tat. Dabei sind diese Ersatzblätter Heynlin's anspruchsvolleren Werken mindestens ebenbürtig: Während er sonst große, repräsentative Lettern wählte, die er doch nicht ganz beherrschte, begnügte er sich hier um des alten Buches willen mit einer kleinen Schrift und erreichte eine Geschlossenheit, die ihm sonst versagt blieb. Die Grenzen seines Könnens werden nie so deutlich wie hier, wo er in der Beschränkung wider Willen eine ihm angemessene Aufgabe gefunden hat.

¹⁶² Der Aristoteles de anima von 1459 (B c II 5) ist mit einer Inkunabel von 1476 vereinigt, und selbst der Vergil hat seinen Einband erst in Basel erhalten (s. K. ESCHER, Die Miniaturen in den Basler Bibliotheken . . ., Basel 1917, S. 72).

¹⁶³ F VI 16, 190v/194r (Abb. 46), vgl. oben S. 387f. – Daß unsere Schriftprobe aus dem Vergil (Abb. 40, 41) überwiegend klassische Majuskeln zeigt, ist Zufall.

¹⁶⁴ F II 26; von Heynlin ersetzt sind die Blätter 1, 18 und 23. Abgebildet 1v/2r (Abb. 47).

In der zweiten Hälfte des Jahres 1470 ist das erste in Paris gedruckte Buch erschienen. Die Presse stand in der Sorbonne, und die Leiter des Unternehmens waren Fichet und Heynlin. Die ersten Pariser Inkunabeln sind ebenso berühmt wie selten geworden, und es haben sich manche Sagen um sie gesponnen, welche einer näheren Prüfung nicht standhalten¹⁶⁵. Um das Wichtigste zu nennen: Es handelte sich nicht nur um Luxusdrucke für einen engen Kreis von humanistischen Gelehrten und reichen Liebhabern, vielmehr wurden durchaus auch wirtschaftliche Gesichtspunkte berücksichtigt: Humanistische Literatur gehörte damals in Paris zum Modernsten und Aktuellsten, und in der an altgewohnten Büchern so reichen Stadt fehlte es an Texten. Das bescheidene Quartformat der ersten Drucke erlaubte es, ziemlich kurze Stücke herauszugeben und dadurch die Preise in erträglichen Grenzen zu halten – was die Unternehmer nicht hinderte, ihre privaten und die Widmungsexemplare dem eigenen Geschmack und Vermögen gemäß auszustatten. Wie aber repräsentative Bücher ausgesehen hätten, zeigt das Prunkstück in Heynlin's Bibliothek, sein Vergil: ein kapitaler Text, den man allerdings ohne Schwierigkeiten auch anderswo hätte finden können, dafür in großen Lettern geschrieben und reich verziert, ein stattlicher Foliant. Mit einem solchen Buch konnte man sich als Humanist und Bücherfreund zeigen, während die ersten Drucke der Sorbonne in Sammelbänden vereinigt werden mußten, wenn sie etwas vorstellen sollten.

Daß bei der Einrichtung der Presse in der Sorbonne Heynlin die treibende Kraft gewesen sei, ist bekannt¹⁶⁶. Uns bleibt zu untersuchen, ob er auch am Entwurf der Typen beteiligt gewesen sei. Die traditionelle Darstellung lautet: Da Heynlin kurzsichtig war, wurde eine große Antiquaschrift gewählt, als Vorlage diente der Römer Caesar von 1469, und „the type was awkward in cut, but readable“¹⁶⁷. An Heynlin's Sehschwäche wird niemand glauben, der je mit seinen privaten Notizen zu tun gehabt hat¹⁶⁸. Die Wahl einer humanistischen Schrift war vielmehr für humani-

¹⁶⁵ Siehe besonders die Bemerkungen von J. MONFRIN, Les lectures de Guillaume Fichet et de Jean Heynlin d'après le registre de prêt de la bibliothèque de la Sorbonne (in: BHR 17, 1955) S. 146ff.

¹⁶⁶ Ob er direkte Beziehungen zu den Mainzer Druckern gehabt habe, ist mehr als zweifelhaft: er besaß nur drei Mainzer Inkunabeln aus der Zeit vor 1470, und in keiner von ihnen ist Pariser Buchschmuck zu finden, sodaß er sie erst später erworben haben mag.

¹⁶⁷ D. B. UPDIKE, Printing types (ed. 2, 2nd printing, Cambridge/Mass. 1951) Bd. 1 S. 83. Andere Hypothesen sind zusammengestellt bei J. VEYRIN-FORRER, Hommage aux premiers imprimeurs de France (Paris 1970) S. 15.

¹⁶⁸ Siehe Abb. 42.

stische Literatur das Naheliegende und Natürliche¹⁶⁹. Daß weiter gerade der Caesar als Vorbild gedient habe, ist zum mindesten eine grobe Vereinfachung: Heynlin besaß fünf oder sechs Römer Drucke aus dem Jahre 1469¹⁷⁰. Hingegen wird man zugeben müssen, daß die Pariser Typen nicht sehr schön sind. Daran mag zum Teil der Stempelschneider schuld sein, der entweder wenig ästhetischen Sinn hatte oder für die ihm ungewohnten Formen kein Verständnis aufbrachte: die Buchstaben sind dünn, und das An- und Abswellen ihrer Linien ist höchst unvollkommen durchgeführt¹⁷¹. Das ist aber nicht alles: die römischen Typen wurden für den Pariser Schnitt regelrecht überarbeitet, und zwar auf eine wenig glückliche Art. Daß die Verwendung des langen Schluß-*s* den lokalen Gepflogenheiten entsprechend eingeschränkt und fast nur noch zum Ausgleich der Zeilenlänge benützt wurde, ist durchaus verständlich, ebenso das abweichende *-rum*-Zeichen und das leicht abgewandelte *ε*. Der Strich auf dem *i* ist sogar eine echte Verbesserung. Auf technische Schwierigkeiten mag es zurückzuführen sein, daß das große *Q* nicht wie in der römischen Type in Verbindung mit dem folgenden Zeichen, sondern als Einzelbuchstabe geschnitten wurde, wobei sein Schweif häßlich verkrüppelt wurde. Daß die Verbindung zwischen dem oberen und dem unteren Körper des *g* nicht rund, sondern mit einer Spitze nach links gestaltet wurde, entspricht dem Geschmack Heynlins, ebenso der nach links fallende Bauch des *a*, während eine Erklärung für die seltsame Form des *b* schwieriger zu finden sein wird. Der tiefgreifendste Unterschied zwischen dem Römer und dem Pariser Schnitt liegt aber in der Behandlung der Minuskelschäfte: Die Römer Typen zeigen ein überlegtes System von meist zweiseitigen Serifen, welche etwa als zusätzliches Merkmal das *f* vom (serifenlosen) langen *s* unterscheiden und im Innern der Bogen von *m*, *n* und *u* fehlen, so die Ganzheit dieser Buchstaben betonend. Auch *r* und *t* werden durch ihren Schaft gekennzeichnet, welcher beim *t* nach rechts gebogen ist, beim *r* aber gerade abschließt. Diese Feinheiten sind bei den Pariser Typen einem starren Schema zum Opfer gefallen: alle Schäfte haben oben einen Anstrich von links, unten enden sie mit einem Häklein oder Bogen nach

¹⁶⁹ Vgl. BÜHLER, Roman type and Roman printing in the fifteenth century (wie Anm. 5).

¹⁷⁰ Sein Strabo weist nicht den typischen Pariser Buchschmuck auf, er ist also vielleicht eine spätere Erwerbung.

¹⁷¹ Als Probe diene ein Stück aus dem Römer Apuleius von 1469, GW 2301 (Abb. 43, vom Anfang der *Defensio magiae, oratio 2*) und die zweite Seite der Vorrede zum ersten Pariser Druck, den Briefen des Gasparino Barzizza, GW 3675 (Abb. 44). – Man vergleiche etwa den Bauch des *a*, das *o*, *d* oder *f* mit den entsprechenden Römer Typen. Rein handwerkliche Schwierigkeiten wird man nicht ausschließlich gelten lassen, sind doch die Pariser Drucke schärfer und präziser als die römischen.

rechts. In diesem Verfahren äußert sich der Geschmack der gotischen Kalligraphie, welche ihr Ideal in einer möglichst gleichmäßigen Folge von Senkrechten gefunden hatte, und auch die Hand des Schreibers, der ein *m* etwa aus einer Folge von drei Schäften bildet und sich über die Gestaltung des Buchstabens in seiner Gesamtheit wenig Gedanken macht. Es äußert sich darin aber sehr wahrscheinlich auch Heynlins persönliche Bemühung. Er hatte genug Interesse für Probleme der Schrift, um sich auch der Typen anzunehmen, und er verfügte über den nötigen Einfluß, um seine Fassung durchzusetzen. Ein direkter und zwingender Beweis für sein Wirken läßt sich allerdings nicht führen. Immerhin, in seinem Vergil finden sich Partien, welche ausgeprägte Kennzeichen der Pariser Typen zeigen¹⁷², und sie sind wohl vor den Inkunabeln entstanden. So ist es zum mindesten wahrscheinlich, daß Heynlin die Pariser Druckschrift überarbeitet hat.

An dieser Stelle müssen wir uns überlegen, wie es denn eigentlich mit Heynlins Humanismus bestellt sei. Zu den mehr weltlich orientierten Poeten, Rednern und Gelehrten wird man ihn zum vornherein nicht rechnen, vielmehr zu den humanistischen Theologen, wie sie gerade an der Pariser Universität seit Nicolaus von Clémanges her in einer guten Tradition standen^{172a}. Ihnen ging es weniger um die Begeisterung für die Größe der alten Römer als um die Abkehr von der trockenen Logik und den scharfsinnigen Spielereien der Scholastik ihrer Zeit, um die Rückkehr von der verstandesmäßigen Wissenschaft zur wahren Frömmigkeit der Väter und zugleich zu den drängenden Problemen der Kirche, zu Predigt und Seelsorge. Dazu gehörte nun allerdings auch die Pflege des lateinischen Stils und der Rhetorik und gehörte die Bemühung um Textverständnis und Textkritik. Doch war Heynlin nicht nur ein Theologe, der die Bedürfnisse der Zeit erkannt hatte und sich wohl oder übel auch mit dem Humanismus beschäftigte. Seine kalligraphischen Liebhabereien, seine Bemühungen um die humanistische Schrift lassen sich nicht auf geistliche Studien und Frömmigkeit zurückführen, und sein schönstes Buch war nicht eine Bibel oder ein Brevier, sondern der Vergil. Einen Schritt weiter bringt uns die Untersuchung der Inkunabeln seiner Bibliothek^{172b}: Gut die Hälfte seiner antiken Autoren und ausgeprägt humanistischen Schriften sind zwischen 1469 und 1473 erschienen, das heißt sie fallen in Heyn-

¹⁷² Vgl. Abb. 40. Zu beachten ist allerdings, wie in der Hs. die unteren Schaftenden von *r* und *t* ganz verschieden behandelt werden.

^{172a} Vgl. E. GILSON, La philosophie au moyen âge (Paris 1962) S. 741ff.: Le retour des lettres en France.

^{172b} Heynlins gedruckte Bücher sind verzeichnet bei M. BURCKHARDT, Die Inkunabeln aus der Bibliothek des Johannes de Lapide (in: Für Christoph Vischer von seinen Mitarbeitern, Basel 1973; auch separat).

lins Pariser Lehrzeit, in eine Epoche seines Lebens, in der er sie zu seiner sprachlichen und wissenschaftlichen Bildung brauchte, in eine Zeit aber auch, die man im weiteren Sinn als seine Jugend bezeichnen kann. Damals hat er in den humanistischen Studien die zukunftsweisende Richtung der Wissenschaft erkannt, sie sich angeeignet, sie propagiert und sich dafür begeistert. In seinen reifen Jahren waren sie zu seinem selbstverständlichen Rüstzeug geworden, doch seine zentralen Interessen lagen anderswo. Auch darin stand er in einer langen christlichen Tradition: Wie viele „weltliche“ Dichtung und Literatur etwa ist von jungen Männern geschrieben worden, die später ernste Theologen und Kirchenmänner geworden sind. Von einer jähen Bekehrung kann bei Heynlin keine Rede sein: Er schrieb weiter humanistisch, wenn auch flüchtiger und nicht mehr aus präziöser Liebhaberei, und er erwarb weiterhin einschlägige Literatur, ohne aber seine Sammlung in gleichem Maße auf dem neuesten Stand zu halten wie in der Pariser Zeit: Etwa ein Drittel seiner humanistischen Bücher sind zwischen 1480 und seinem Eintritt in die Kartause 1487 gedruckt worden.

Heynlin hat als Schreiber in Basel nicht viele Nachahmer gefunden. Das mag damit zusammenhängen, daß er 1464 gar nicht als Humanist auftrat, sondern sich für eine seit alters bekannte, aber in Abgang gekommene philosophische Richtung einsetzte, den Realismus. Wer ihm folgte, stellte sich zwar gegen den alten Universitätsbetrieb und geriet damit leicht in dasselbe Fahrwasser wie die Humanisten, aber das Hauptanliegen war doch weder antik noch italienisch, und die für die Humanisten so typische Gruppenbildung, zu deren Kennzeichen eben die Schrift gehörte, läßt sich bei den Basler Realisten nicht nachweisen.

Sehen wir uns nach Handschriften um, welche aus Heynlin's Basler Schülerkreis stammen könnten, so stoßen wir zuerst auf einen rätselhaften Band¹⁷⁵. Er enthält Bibelkommentare von Hrabanus Maurus und Beda und ist 1463, also im Jahr vor Heynlin's erstem Basler Aufenthalt, aus einer Handschrift des Klosters Lützel kopiert worden. Ein Vermerk des Schreibers, daß der Band den Basler Franziskanern gehöre, ist ausradiert¹⁷⁴, ein altes Signatureschild auf dem Deckel zeigt, daß er später in die Bibliothek der Dominikaner gekommen ist.

An Heynlin erinnert schon der Aufbau des Codex, indem der äußerste und der innerste Bogen jeder Lage aus Pergament, alles andere aus Papier

¹⁷⁴ A II 23; abgebildet 1r, 72v und 369r (Abb. 48–50).

¹⁷⁵ Unter der Quarzlampe deutlich lesbar ist ein Eintrag 384v am unteren Rand. Daß der radierte Teil der roten Schlußschrift dasselbe besagte, läßt sich aus den Spuren erraten, ist freilich aber nicht ganz sicher.

besteht. Die Schrift ist eine klare, ganz unkursive Minuskel; gerades *d*, gerades oder rundes Schluß-*s*, im Wortinnern zungenloses *e*, die Häkchen links an den hohen Schäften und anderes, auch die Art der Majuskeln weisen ebenfalls auf Heynlin. Allerdings hält unser Schreiber die humanistische Schrift nicht ganz durch, bald findet sich häufig ein hakenförmiges, unter die Zeile reichendes Schluß-*s*, stellenweise auch überwiegend rundes *d*. Daß er die gotische Schrift beherrschte, zeigt die Rubrizierung, welche mindestens zum Teil von ihm stammt, und gelegentlich beginnt er ein Buch mit Majuskeln, dann wählt er einmal gotische, ein anderes Mal humanistische Formen. Sein humanistischer Versuch mag ihn selber nicht recht befriedigt haben, jedenfalls findet sich von seiner Tätigkeit sonst keine Spur. Auch ob er selber in Paris ein Schüler Heynlin's gewesen sei, ob er dessen Schrift mittelbar kennengelernt oder sonstwo ein entsprechendes Vorbild gefunden habe, läßt sich nicht ausmachen. Wertvoll ist uns der Band aber als Beweis, daß Heynlin's humanistische Schrift auch in unserer Gegend nicht ganz allein stand, mögen auch die Werke verwandter Schreiber verloren gegangen sein.

Auf sicherem Boden stehen wir dann mit einem Entwurf für die Statuten der Artisten-Fakultät der Universität Basel von 1465¹⁷⁵. Er ist unter Heynlin's Augen entstanden und also wohl von einem seiner Schüler geschrieben worden. Die Anlehnung an das Vorbild des Lehrers ist hier unverkennbar. Überhaupt muß die Schrift Heynlin's in Basel Schule gemacht haben, auch wenn sich davon kaum Spuren erhalten haben. Den Beweis liefert Wenzel Brack. Brack kam im Sommer 1469 als junger Student aus Sachsen an die Universität¹⁷⁶, und er, der noch im Frühling in Leipzig rein gotisch geschrieben hatte¹⁷⁷, änderte nun sogleich zwei Buchstaben seines Alphabets: Das *d* wurde gerade, und die Unterlänge des *g* bekam eine ausgeprägte Spitze nach links¹⁷⁸. Das sind typische Merkmale von Heynlin's Schrift, und da Heynlin damals in Paris weilte¹⁷⁹, kann Brack diese Formen nicht direkt bei ihm kennengelernt haben.

¹⁷⁵ Basel StA, in Erziehungsakten CC 2; abgebildet Bl. 2r (Abb. 45).

¹⁷⁶ Matrikel 1, 73 Nr. 3.

¹⁷⁷ Prag UB, Mscr. XXIII F 194, 55r, datiert vom 5. und 12. März (Abb. 51). Zur Hs. s. LEHMANN, Mitt. aus Hss. 3 (wie Anm. 53) S. 49f. Die Identifizierung von Bracks Handschrift erfolgte auf Grund des einst von Ph. E. GOLDSCHMIDT im Zentralbl. für Bibliothekswesen 37, 1920, S. 120f. beschriebenen Bandes, der sich heute im Besitz von Prof. R. KLIBANSKY in Montreal befindet (cod. Klibansky 3).

¹⁷⁸ Ebd. 103v vom 31. Aug. (Abb. 52).

¹⁷⁹ Im Winter 1469/70 unternahm Heynlin eine längere Reise, wohl im Zusammenhang mit der Einrichtung der Druckerei in der Sorbonne, bei dieser Gelegenheit könnte er auch nach Basel gekommen sein. Er hat aber Paris nicht vor dem 5. Okt. verlassen, s. MONFRIN, Les lectures de Guillaume Fichet et de Jean Heynlin (wie Anm. 165), 147 u. 152.

Mehr wissen wir von einem der nächsten Schüler Heynlines, Johann Ulrich Surgant¹⁸⁰. Als Anfänger hat er sich ein Semester nach seinem Lehrer in Basel immatrikuliert; in den Jahren 1469 und 1470 studierte er in Paris und erwarb sich dort die Licentia, später hat er in Basel als Jurist doktriert. Surgant wurde einer der bedeutendsten Dozenten an der Universität, und auch für seine Pfarrkirche St. Theodor hat er vorbildlich gesorgt, ein Jahrzeitbuch angelegt und ein Taufregister begonnen, das älteste überhaupt, welches sich im Abendland erhalten hat¹⁸¹.

Noch aus Surgants Studentenzeit der Jahre vor und um 1470 stammt ein dicker Sammelband¹⁸². Die meisten Texte von seiner Hand sind darin in traditioneller gotischer Kursive geschrieben. Typisch für ihn sind etwa die Formen des runden *d* mit Schlaufe, das *r*, *f* und das *b*, dessen Bogen von Grund auf vom Schaft getrennt ist. Für die Titel dagegen bevorzugt Surgant bereits eine humanistische Minuskel (auch unklassische Majuskel kommt vor). Besonders deutlich äußert sich der Einfluß Heynlines in der Überschrift zu Enea Silvios Erzählung von Euryalus und Lucretia¹⁸³. Nur für zwei kurze Stücke verwendet Surgant auch im Text humanistische Schrift¹⁸⁴, doch konsequent hat er sich weder damals noch später an ihre

¹⁸⁰ Surgant oder, wie er sich selber meist schreibt, Suriant war 1449 oder 1450 in Altkilch geboren und hat sich 1464/5 immatrikuliert, s. Matrikel 1, 52 Nr. 52. Über ihn jetzt J. Konzili, Studien über Johann Ulrich Surgant (in: Zs. für schweizerische KG 69, 1975, S. 265–309 und 70, 1976, S. 107–167).

¹⁸¹ London British Museum, Egerton 1927 (Photokopie in Basel StA); Surgant hat das Buch im J. 1490 eingerichtet, von seiner Hand stammt aber nur der erste Eintrag (Bl. 8^r).

¹⁸² O III 23. Da die Zuschreibung erschlossen ist, seien die Argumente kurz angeführt: Daß der Besitzer Humanist war, zeigt der Inhalt des Bandes. Er muß auch Basler und wohl Jurist gewesen sein, denn er hat verschiedene Briefe kopiert, deren Schreiber oder Adressaten in Basel saßen, darunter zwei von Johannes Augustinus de Vicomercato über seine Berufung als Professor der Jurisprudenz nach Basel im J. 1464 (s. Anm. 42). Des weiteren stand er mit Heynlin in Verbindung und hat in Paris studiert: Gewisse kritische Zeichen und Randglossen stehen Heynlines Schrift zum mindestens sehr nahe, der Bd. enthält aber auch einen Traktat „In consolationem luctus et mortis“ von Guillaume Fichet (Bl. 1^r–37^r), und eine ganze Partie stammt von einem Schreiber, welcher in Paris für Heynlin gearbeitet hat (Bl. 95^r–130^v, wie F IX 5, 212^r–225^r mit Briefen von Petrus Paulus Senilis). Das spätere Schicksal des Buches paßt ebenfalls auf Surgant: es lag einst im Museum des Remigius Faesch, genau wie das Jahrzeitbuch von St. Theodor. Schließlich wird Surgant genannt: In Peter Luders Elegia ad Pamphilam amicam suam singularem steht statt *Ha Luder Luder, quae te dementia cepit Ha suryant suryant*, und zwar mit den charakteristischen Punkten auf dem *u* (Bl. 223^r). Daß die Z. sich aus dem übrigen Text etwa abhebt, mag darauf hindeuten, daß der Schreiber die Änderung selber vorgenommen hat und unwillkürlich stockte.

¹⁸³ O III 23, 47^r (Abb. 53). Die Randdekoration, beschrieben bei ESCHER, Die Miniaturen in den Basler Bibliotheken (wie Anm. 162) S. 79 Nr. 110, ist also wohl ein Werk Surgants.

¹⁸⁴ Bl. 238^r–239^r (Horaz, carmen saeculare) und ein Vers Bl. 237^v (Abb. 54).

Formen gehalten. Vielleicht machten ihm auch die Unterschiede zwischen Heynlines und Luders Vorbild zu schaffen. Immerhin, für ihn war offensichtlich wie für Heynlin das gerade *d* typisch humanistisch, und wenn er auch das gerade Schluß-*s* bevorzugte, hat er doch die brezelförmige und die runde Form nicht ganz gemieden.

Die nächste Schriftprobe ist ein Doppelblatt, auf dem Surgant die Gebete und Wendungen aufgezeichnet hat, welche an seiner Kirche üblich waren. Am ersten Advent 1474 hat Heynlin dort seine erste Basler Predigt gehalten, und es ist nicht zu bezweifeln, daß die Notizen für diesen Anlaß bestimmt waren¹⁸⁵. Während der deutsche Text ganz traditionell mit rundem *d* und brezelförmigem Schluß-*s* geschrieben ist, finden sich in den lateinischen Partien fast durchwegs gerades *d* und gerades Schluß-*s*. Die Unterlänge des *g* zeigt keine Spitze nach links und ist oft nach rechts gezogen. Die Bogen-Ligatur *ct* kommt einmal vor¹⁸⁶, das Minuskel-*e* hat keine Zunge, am Wortanfang steht *v*, und Klein-*b* bindet zuweilen mit einer Schlaufe nach rechts.

Ähnlich, nur etwas anspruchsvoller, ist der Eintrag in eine Inkunabel, welche Surgant im selben Jahr 1474 für seine Fakultät gekauft hatte¹⁸⁷. Hier verwendet er durchwegs das gerade Schluß-*s*, das einzige *d*, vom runden Typus, ist als Majuskel gemeint. Der gotischen Schrift wieder näher steht schließlich ein Autograph aus dem Jahre 1482¹⁸⁸: Neben dem geraden ist das brezelförmige Schluß-*s* recht häufig, doch wird durchgehend das gerade *d* verwendet (die runden Formen am Wortanfang sind auch hier Majuskeln).

Ein weiteres Indiz dafür, daß Surgant in Heynlin ein Vorbild sah, sei nur am Rande erwähnt: Gegen Ende des Jahrhunderts hat er eine Inkunabel gelb zu stricheln und die fehlenden Lombarden in gelber Farbe zu

¹⁸⁵ A VII 8, 126^r–127^v; abgebildet 127^v (Abb. 54). Zum Inhalt s. M. HOSSFELD, Johannes Heynlin (in: BZGA 7, 1908) S. 282; die Datierung ergibt sich aus der Angabe der Heiligenfeste, welche in die der Predigt folgende Woche fielen (126^r). Heynlines Predigt ist erhalten: A VII 8, 29^r–30^v (Facsimile der 1. Seite: Handschriftenproben zur Basler Geistesgeschichte des 15. und 16. Jh., hg. C. ROTH u. Ph. SCHMIDT (Basel 1926) Nr. 3).

¹⁸⁶ Zeile 2.

¹⁸⁷ Duranti, Rationale divinatorum officiorum (GW 9102; Signatur: Inc. 105). Der Eintrag im vorderen Deckel, teilweise stark verblichen, an den beiden 4 des Datums sind kleine Flecken blauer, wohl moderner Tinte sichtbar, welche die Lesung aber nicht beeinflussen (Abb. 56). – Die Jahrzahl ist verschrieben 1464 und hat Adolf Rusch, dem Drucker mit dem bizarren R' früher zum Ruf verholten, als erster Antiqua-Typen verwendet zu haben (vgl. Anm. 193).

¹⁸⁸ Basel StA, Universitätsarch. B 1, 1^r (Abb. 57).

ergänzen begonnen^{188a}. Das war Heynlins Manier, sonst ist sie in Basel meines Wissens nicht zu finden.

In den Jahren seines zweiten Pariser Aufenthaltes, 1467 bis 1474, stand Heynlin auf der Höhe seines akademischen Ruhmes. Es ist ein Beweis für das hohe Ansehen, das er damals auch in Basel genoß, wenn Michael Wensler und Friedrich Biel spätestens 1472 die Pariser Ausgabe der Briefe von Gasparino Barzizza nachdruckten¹⁸⁹ und dabei auch das sonst nicht gebräuchliche Interpunktionsystem Heynlins übernahmen. In der nächsten Auflage, etwa zwei Jahre später¹⁹⁰, wurde diese Besonderheit allerdings wieder aufgegeben, wie ja auch Heynlins Dialog über die Interpunktion, der im wesentlichen demjenigen des Pseudo-Petrarca folgte, zwar weite Verbreitung fand, das System aber in Basel wie anderswo, soweit wir jedenfalls sehen, kaum Anhänger gefunden hat¹⁹¹.

In der Zeit, nachdem Heynlin Paris endgültig verlassen hatte, ist sein unmittelbarer Einfluß auf die Schrift der Basler nirgends mehr nachzuweisen. Heynlin war zum Theologen und theologisch orientierten Philologen geworden und betätigte sich nicht mehr als Kalligraph. Alle seine schönen Codices sind früher entstanden, und ein Versuch aus seinen letzten Jahren, der Entwurf zur Vorrede in Johannes Amerbachs Opera Ambrosii von 1492¹⁹², zeigt nur noch einen matten Abglanz seines früheren Könnens. Überdies war Heynlins Schrift auch nicht mehr recht aktuell: Italienische Drucke in Antiqua gelangten häufiger über die Alpen, in ihnen waren bessere Vorbilder zu finden; was noch fehlte, eine humanistische Gebrauchsschrift, eine Kursive, das konnte er nicht geben. Auch um die Typen der Offizinen hat er sich offenbar nicht gekümmert: Erst 1486 hat Johannes Amerbach, einst in Paris sein Schüler, die erste Inkunabel in

^{188a} C C IV 11 Nr. 1: BOETHIUS, De consolatione philosophiae cum commentario Ps. Thomae de Aquino (Straßburg [Johann Prüss], 6. März 1491; GW 4551). Der Name des Besitzers steht, stark beschnitten, am oberen Rand des Titelblattes: „Doctor *Surgan/t*“. Die gelbe Ausstattung beschränkt sich auf den Titel und die ersten beiden Seiten der Tabula.

¹⁸⁹ GW 3676.

¹⁹⁰ GW 3677 (bei Martin Flach).

¹⁹¹ Nachweis von Drucken bei M. HOSSFELD, Der ‚compendiosus dialogus de arte punctandi‘ ... (in: Zentralbl. für Bibliothekswesen 25, 1908) S. 164f. Charakteristisch für Heynlins Lehre (und schon diejenige des Pseudo-Petrarca) ist der häufige Gebrauch des ‚Comma‘ in Form des heutigen Ausrufezeichens (!, vgl. Abb. 44). In Basel wurde es verwendet von dem Kartäuser Ambrosius Alantsee (etwa in seinen Predigten, A X 16–19), sonst ist mir kein Beispiel bekannt. Heynlin selber bevorzugte den Doppelpunkt, der in seinem Traktat gar nicht figuriert (vgl. Abb. 40, 41).

¹⁹² G II 30, 2f.; vgl. den Druck: AK 1, 31ff. Nr. 23. Abgebildet 2r oben (Abb. 58). Ganz ähnlich ist schon Heynlins Testament von 1487 (Basel StA, in Kartaus Q 3; abgebildet bei A. BRUCKNER, Scriptoria medii aevi Helvetica 10 (Genf 1964) Tafel 42c.

Antiqua herausgebracht, und damit hinkte Basel beinahe zwanzig Jahre hinter Straßburg nach¹⁹³.

Peter Luder und Johannes Heynlin sind zur gleichen Zeit in Basel aufgetreten, aber innerhalb der humanistischen Bewegung, nicht nur in der Schrift, verkörpern sie zwei verschiedene Richtungen. Luder kam direkt von Italien her, während Heynlin in Paris studiert hatte. Luder war Poet und Redner, er dichtete, las über die großen Autoren der Antike und stellte seine Künste gelegentlich auch für eine diplomatische Mission zur Verfügung. Heynlin dagegen hielt Disputationen, predigte und publizierte. Ein reines Latein war ihm nur Mittel zum Zweck, und dieser Zweck war letzten Endes die Theologie. Peter Luder war auf Gönner angewiesen, auf einen glänzenden Hof oder reiche Bürger, und so hat er Basel wieder verlassen. Männer wie er konnten in dieser Stadt nicht gedeihen, denn es gab zwar wohlhabende Bürger, aber das Geld, welches sie in ihren Geschäften nicht brauchten, verwendeten sie zur Repräsentation, wie man es nicht anders wußte. So blühte das Handwerk der Goldschmiede – ihre Arbeit diente als Schaustück und zugleich als Kapital –, die Maler lebten gut – Bilder waren sichtbar und als Altartafeln konnten sie zum Seelenheil der Stifter beitragen –, doch für Autoren fiel wenig ab. Heynlin dagegen vertritt bereits die typischen Basler Gelehrten: Ihr Leben dienten sie etwa als Pfarrer, Professoren oder Schulmeister, daneben förderten sie ein gelehrtes Werk, und was sie erreichten, war nicht Wohlstand, sondern Berühmtheit, Ruhm auf dem Weg über die Basler Pressen. Luder hat kein einziges Buch publiziert, während Heynlin in Paris selber gedruckt hatte und später in Basel als Autor wie als Herausgeber hervortrat. Ist nicht Erasmus das beste Beispiel für diese Dinge? Auch er war in Paris zum Gelehrten geworden, hatte seine Pfründen und Pensionen an Fürstenhöfen gesammelt. Erst als berühmter und unabhängiger Mann nahm er in Basel seinen Wohnsitz, um von hier aus zu publizieren. Keiner sonst hat es fertig gebracht, nur als Autor in Basel gut zu leben – aber schließlich war auch nur er Erasmus.

¹⁹³ Vgl. E. CROUS, Die Anfänge des Antiquadrucks in Deutschland und seinen Nachbarländern (in: Buch und Bucheinband, zum 60. Geburtstage von Hans Loubier, 1923) S. 33–42. Der früheste Antiquadruck von Adolf Rusch in Straßburg ist nicht nach 1467 erschienen, s. V. SCHOLDERER, Adolf Rusch and the earliest Roman types (in: The Library, ser. 4, vol. 20, 1940) S. 43–50.

4. Johannes Reuchlin

Seit dem Aufenthalt Peter Luders besaß der Humanismus in Basel seinen festen Platz. Bald vertraten ihn Öglin und Surgant als Professoren in der Universität, Heynlin brachte seinen Gelehrtenruhm dazu, und unter den Studenten fehlte es nie an Anhängern der neuen Richtung. Von der sprachlichen oder gar künstlerischen Leistung ihres Kreises darf man sich allerdings keine allzu hohe Vorstellung machen. Da wurde etwa dem Dominikaner Heinrich Nolt, Professor der Theologie, nach seinem Tod im Jahre 1474 folgendes Grabgedicht gewidmet¹⁹⁴:

*O quantis Basilea modo cantaberis orbe
Laudibus, insignem dant tibi fata virum
Heinricum Nolt, cui sua non admiserat etas
Virtuti similem, moribus, ingenio.
Hic animas reddit superis, hic faucibus orci
Crimine deprensas abstrahit eloquio.
Hunc tibi exornat doctorem turba studentum,
Pro meritis numquam premia digna dedit.
Non vidit nostra doctorem flebilis etas
Ore labore parem, moribus arte simul.*

Von Nolt selber ist nur eine autographe Vorlesung über die Sentenzen erhalten, welche er 1467 in Köln gehalten hat^{194a}. Sie zeigt in den vergrößerten Themata eine der humanistischen Minuskel angenäherte Schrift mit breiten, runden Buchstaben und geradem *d*. Allerdings fehlt die Diphthongierung von *e* in *ae*, und *c* und *t* vor *i* werden nicht unterschieden. Auch die Formen von *a* und *r* und das gegabelte Schaftende des *d* stehen ganz in der gotischen Tradition. In der kursiven Schrift des Textes ist überhaupt keine Spur eines humanistischen Einflusses festzustellen, denn aus dem gelegentlichen geraden Schluß-*s* wird man bei einer aus Köln stammenden Probe keine Schlüsse zu ziehen wagen^{194b}. Hat also Nolt rein aus einer persönlichen Vorliebe heraus für die vergrößerten Texte statt der traditionellen gotischen Textualis formata die besser lesbare und bequemer zu schreibende humanistische Minuskel gewählt? Angesichts des Grabgedichtes und der vermutlichen Lücken in Nolts Biographie (seine ganze Laufbahn erscheint in acht Jahren zusammengedrängt) wird man doch die Hypothese ernsthaft in Betracht ziehen, daß ein 1460 an der Florentiner theologischen Fakultät erscheinender *Arrigo di Basilea d' Pre-*

¹⁹⁴ Über Nolt s. Matrikel 1, 72 Nr. 32. Das Gedicht A X 38, 498r.

^{194a} A XI 23, 150^{ra}-285^{va}, s. Th. KAEPPEL, *Scriptores ordinis Praedicatorum 2* (Rom 1975) S. 212 Nr. 1823; abgebildet ein Ausschnitt von 198^{ra} (Abb. 59).

^{194b} Vgl. die Probe von Johannes Erpel, Anm. 129 und Abb. 31.

dicatori mit unserem Heinrich Nolt identisch sei^{194c}. Er hätte dann in Italien einiges von Humanismus und Renaissance gesehen und manches in Basel weitergeben können, ohne daß wir aber irgend schließen könnten, er selber sei zum Humanisten geworden.

Was nun das Grabgedicht auf Heinrich Nolt betrifft, so wird man nicht annehmen, daß dieses aus allerlei fremden Brocken zusammengestoppelte Machwerk das Höchste sei, was in Basel damals möglich war. Daß sich ein solches Gebilde aber ans Licht wagen durfte, daß es sogar abgeschrieben wurde, zeugt doch von einer großen Anspruchslosigkeit, ja Hilflosigkeit in poetischen Dingen. Das sollte sich bald ändern.

Die neue Generation, welche den deutschen Humanismus zu seiner Reife führen sollte, wird in Basel durch Johannes Reuchlin faßbar. Geboren 1455, hatte er seine Studien 1470 in Freiburg begonnen und war wenig später nach Paris gezogen. 1474 kam er nach Basel. In den folgenden Jahren wurde er bis zum Magister artium promoviert, und zwar in der *Via moderna*^{194d}. Daneben betrieb er bei Andronikos Kontoblakas^{194e} Griechischstudien und stellte für den Drucker Johannes Amerbach einen *Vocabularius breuiloquus* zusammen¹⁹⁵. Spätestens 1478 wechselte Reuchlin wieder nach Paris, und er hat sich in der Folge nie mehr länger in Basel aufgehalten. Aber seine Verbindungen zu der Stadt, zu Amerbach und zu manchen Gelehrten blieben lebendig, Reuchlin wurde bald zu einer der führenden Persönlichkeiten in ihrem Kreis. Von der Bewunderung, die ihm jüngere Humanisten zollten, geben die Lebenserinnerungen Konrad Pellikans ein beredtes Zeugnis¹⁹⁶.

Reuchlin wurde ein großer und bedeutender Herr wie nur irgend einer seiner italienischen Kollegen; 1492 hat ihn Kaiser Friedrich III. in den Adelsstand erhoben. Zugleich glänzte er durch seine Gelehrsamkeit. Er war seit dem Konzil der erste in Basel, der mit den griechischen Codices der Dominikaner etwas anzufangen wußte¹⁹⁷, und was das hieß, erkennt

^{194c} G. M. LÖHR, *Die Kölner Dominikanerschule von 14. bis zum 16. Jh.* (1948) S. 102.

^{194d} Dazu GABRIEL (wie Anm. 131) S. 475.

^{194e} Zusammenfassend W. O. SCHMITT, Eine unbekanntete Rede zur Lob der griechischen Sprache und Literatur, zur literarischen Biographie des Humanisten Andronikos Kontoblakas (in: *Philologus* 115, 1971) S. 264-277. Schriftproben von Kontoblakas sind nicht bekannt.

¹⁹⁵ J. BENZING, *Bibliographie der Schriften Johannes Reuchlins im 15. und 16. Jh.* (*Bibliotheca bibliographica* 18; 1955) Nr. 1; vgl. A. HARTMANN (in: *AK* 1) S. 26f. Anm. 2.

¹⁹⁶ *Chronikon* ed. B. RIGGENBACH (Basel 1877) S. 19ff.

¹⁹⁷ Reuchlins Briefwechsel ed. L. GEIGER (*Bibl. d. litt. Vereins Stuttgart* 126; 1875) Nr. 15 S. 19.

man erst richtig im Vergleich mit Bernhard Oiglin: Der hatte nur wenige Jahre früher Titel und Subscriptionen mancher Texte Buchstabe für Buchstabe ins Griechische transkribiert¹⁹⁸, mehr eine Sehnsucht nach der Kenntnis jener geheimnisvollen Sprache als ein Können ausdrückend; weiter hat er es nie gebracht. Reuchlin dagegen wurde einer der besten Gräzisten seiner Zeit und der erste Hebraist in Deutschland dazu.

Auch Reuchlins Beziehungen zu Italien sind neuer Art: Als *Orator* ist er 1482 im Gefolge des Herzogs Eberhard im Bart von Württemberg zum ersten Mal in den Süden gezogen, zusammen mit Johannes Vergenhans und anderen Gelehrten. Gleich damals ist er nach Florenz gekommen, hat Lorenzo Magnifico und seine Bücherschätze gesehen. Mehrere Reisen sollten folgen. Daß Reuchlin nie eine italienische Universität besucht hat, war durchaus kein Nachteil, denn die Zentren des Humanismus lagen nicht in den altehrwürdigen Hohen Schulen, ja diejenige von Florenz ist gerade im 15. Jahrhundert eingegangen. Indem Reuchlin im Dienst eines Fürsten reiste, war er den italienischen Humanisten auch sozial gleichgestellt, verschwand nicht als Student in einer halb anonymen Masse von Fremden. Unter den Gelehrten, zu welchen er in Beziehung getreten ist, finden sich einige der größten Namen seiner Zeit, Angelo Poliziano, Cristoforo Landino, Marsilio Ficino, Pico della Mirandola und Ermolao Barbaro. War er auch in erster Linie der empfangende, so wußte er sich doch die Achtung dieser Gelehrten zu erwerben. Mehr als alle Anekdoten zeugt dafür, daß ein sehr schmeichelhafter Brief Ficinios über die Bildung der Deutschen nicht erst in Reuchlins Sammlungen, sondern zuerst 1495 zu Florenz in der Korrespondenz des Verfassers gedruckt worden ist¹⁹⁹.

Auch Reuchlins Schrift ist etwas Neues und allem, was wir bisher betrachtet haben, weit überlegen. Wo und wie er dazu gekommen ist, bleibt dunkel, denn als er sein erstes erhaltenes Manuskript schrieb²⁰⁰, hatte er seine Pariser Studienzeit ebenso wie die erste Italienreise bereits hinter sich.

¹⁹⁸ Abb. 17, 20.

¹⁹⁹ Reuchlins Briefwechsel S. 29 Nr. 28.

²⁰⁰ Es ist der Entwurf zu einer Rede an der Universität Tübingen 1482/3 in Paris BN, Suppl. gr. 212, 238v–239r, s. M. SICHERL, Zwei Reuchlin-Funde aus der Pariser Nationalbibl. (Ak. der Wissensch. und der Lit. in Mainz, Abh. der geistes- und sozialwissenschaftl. Klasse 1963 Nr. 7). In jüngster Zeit ist es Sicherl gelungen, die Frühform von Reuchlins humanistischer Schrift zu identifizieren. Er wird darüber in seinem Buch: Johannes Cuno, ein Wegbereiter des Griechischen in Deutschland (1977) berichten. Da der Nachweis Sicherls Verdienst ist und die Schrift paläographisch ganz einzigartig, ja rätselhaft erscheint, möchte ich hier nicht darauf eingehen.

Reuchlins Autographen²⁰¹ wirken stets großzügig und klar. Seine Schrift ist groß, die Ober- und Unterlängen noch größer als die Grundzüge, der Strich dabei flüssig, verhältnismäßig dünn und gleichmäßig, der Kontrast nicht stärker, als ihn die Feder notwendigerweise erzeugt. So entsteht ein helles Schriftbild, und dieser Eindruck wird noch verstärkt durch die weiten Zeilenabstände. Klarheit zeichnet auch die einzelnen Buchstaben aus. Sie sind so bemessen, daß kein Zug verkümmert oder in einen anderen verfließt. An Einzelformen sind zu nennen das gerade *d*, bald gerades, bald rundes Schluß-*s* (das letztere eher überwiegend) und die Bogen-Ligatur *ct*. Außer *ε* und dem üblichen Strich für *m* und *n* (dieser oft mit einem Bogen nach oben) sind Kürzungen selten; *ae* wird als *e-caudata* wiedergegeben, und zwar korrekt. Am Wortanfang herrscht *u* vor, *v* begegnet ebenfalls und ist meistens etwas höher als die anderen Minuskeln. Auch die damals in Italien moderne Tendenz, im Wortinneren rundes *s* zu setzen, hat ihre Spuren hinterlassen. Auffällig und vielleicht aus dem Streben nach Klarheit heraus bewußt gewählt ist das aus der runden Form abgeleitete, oft mit einem Fuß versehene *r*. Es bindet von unten her nach rechts und kann mit keinem anderen Buchstaben verwechselt werden²⁰².

Von „Provinzverspätung“ kann bei Reuchlin keine Rede sein. Er schreibt eine Kursive, wie es sie damals auch in Italien kaum besser gab, und man darf sie ohne weiteres etwa mit derjenigen Pomponio Letos²⁰³, ja selbst mit den Werken der berühmten Kalligraphen Bartolomeo Sanvito und Pierantonio Sallando²⁰⁴ vergleichen. Frappant aber ist die Ähnlichkeit des Gesamtbildes mit der Schrift des venezianischen Gelehrten und Staatsmannes Bernardo Bembo²⁰⁵.

Bald stand Johannes Reuchlin nicht mehr allein. Der erste seiner Schüler in Basel ist auch der bekannteste: Sebastian Brant. Brant war drei Jahre jünger als Reuchlin, hat sich 1475 immatrikuliert und konnte also noch mindestens zwei Jahre lang mit dem Älteren zusammen studieren, ehe

²⁰¹ Abgebildet E III 15, 286r (Abb. 60): Anfang der Widmung an Jakob Louber zur Übersetzung einer Rede des Proklos (mit Begleitbrief vom 21. Juli 1488), s. dazu SICHERL S. 780 [16].

²⁰² Es ist eine kursive Form, welche eine zeitlang recht verbreitet war, dann aber wieder verschwunden ist. Johannes Rehwein verwendet sie durchwegs (s. Abb. 10), gelegentlich trifft man sie aber auch bei ausgesprochenen Kalligraphen, etwa in der Hs. Vaticano, Urb. Lat. 264, von Pierantonio Sallando 1483 in Padua für den Herzog von Urbino geschrieben (Probe bei J. WARDROP, The script of humanism, Oxford 1963, Tafel 40).

²⁰³ Eine Probe aus Vaticano, lat. 3302 ebd., Tafel 15.

²⁰⁴ Proben ebd. Tafeln 16ff. und 40.

²⁰⁵ Eine Probe aus seinem Zibaldone (London BM, Add. Ms. 41068) ebd. Tafel 26. Über Bernardo (1433–1519), den Vater des bekannten Humanisten Pietro Bembo, s. Dizionario biografico degli Italiani 8 (Roma 1966) S. 103–109.

dieser nach Paris ging. Enge Beziehungen zwischen den beiden sind schon für 1478 belegt²⁰⁶, und daß Reuchlin das Vorbild für Brants Schrift abgegeben hat, wird man auch aus allgemeinen Überlegungen annehmen dürfen: Brant war über seine Heimat Straßburg und über Basel noch nie hinausgekommen, eine ganz fremde Anregung ist bei ihm deshalb unwahrscheinlich, in Basel aber kommt unseres Wissens außer Reuchlin niemand in Frage.

Die erste Schriftprobe Brants fällt allerdings erst in die Jahre zwischen 1482 und 1484: Damals saß Erzbischof Andrea Zamometić von Krain, der ein neues allgemeines Konzil zusammenzurufen versucht hatte, gefangen in Basel, und bei dieser Gelegenheit hat Brant ein schmeichelhaftes Carmen an Papst Sixtus IV. gerichtet²⁰⁷. Daneben halten wir seinen kalligraphischen ersten Eintrag in die Rektoratsmatrikel von 1488²⁰⁸. Brant schrieb gewöhnlich wie Reuchlin stark kursiv, die langen Schäfte fallen auch bei ihm auf. Bei beiden findet sich dasselbe *d*, dieselbe Unterlänge des *g*, die Bogen-Ligatur *ct*, &, *e*-caudata, eine deutliche Unterscheidung von *c* und *t* und der geschwungene Kürzungsstrich. Auch die gleiche rosa Tinte verwenden beide, die sich vom sonst üblichen fetten Zinnober stark unterscheidet. Was abweicht, fällt weniger ins Gewicht: Langes Schluß-*s* kommt bei Brant nicht vor, ebenso fehlt die von Reuchlin bevorzugte Variante des *r* mit Fuß. In den Briefen – wir kennen Originale erst aus dem 16. Jahrhundert²⁰⁹ – ist Brants Kursive persönlich und vielleicht auch nach juristischen Gepflogenheiten abgewandelt: Sie wirkt gedrängter, altertümlicher, immer mit einem Zug ins Bizarre. Zum Verwechseln ähnlich schreibt um dieselbe Zeit Bernhardinus zum Luft²¹⁰.

Doch kehren wir wieder ins 15. Jahrhundert zurück. Daß Sebastian Brant 1488 in der Matrikel auftaucht, ist kein Zufall. Schon im Winter

²⁰⁶ In einem Brief von Peter Schott an Brant vom 12. Dez. 1478, gedruckt in Schotts *Lucubratiunculae*, Straßburg 1488, 6^{r-v} (Neudruck in: *The works of Peter Schott*, ed. M. A. and M. L. COWIE 1, Chapel Hill 1963, S. 17f. Nr. 10).

²⁰⁷ N F II 16, 138^r–139^r (138^v: Abb. 61). Vgl. A. STOECKLIN, *Der politisch entscheidende Wendepunkt im Basler Konzilsversuch des Andrea Zamometić vom J. 1482* (Diss. Basel 1938) S. 95.

²⁰⁸ A N II 3, 77^v (Abb. 62).

²⁰⁹ Facsimilia finden sich etwa bei: J. FICKER u. O. WINKELMANN, *Handschriftenproben des 16. Jh. nach Straßburger Or. 1* (Straßburg 1903) Tafel 14; C. ROTH u. Ph. SCHMIDT, *Handschriftenproben zur Basler Geistesgeschichte des 15. und 16. Jh.* (Basel 1926) Tafel 7, und in: *Manu propria*, ausgewählte Stücke aus den Briefsammlungen der Universitätsbibl. Basel (Basel 1969) Tafel 1.

²¹⁰ Über ihn s. Matrikel 1, 256 Nr. 3; vgl. seine Einträge im Inkunabelband D F III 4 (abgebildet sein Besitzvermerk am Anfang: Abb. 63; im hinteren Deckel gibt Bernhardinus sein Geburtsdatum an: 10. Apr. 1485).

1486 hatte Thammo Loser, ein sächsischer Jurist, welcher sich erst im Jahre vorher immatrikuliert hatte, unter den Einleitungstext zu seinem Rektorat ein Distichon setzen lassen, als dessen Verfasser sich später Brant zu erkennen gab²¹¹. Es war ein dürftiges Stück Poesie, aber immerhin der erste metrische Text seit dem Einleitungsgedicht Peters von Andlau 1460. Zwei Semester lang blieb es dann ruhig, doch im Sommer 1488 brach die Neuerung durch: Jean de la Palud aus der Freigrafenschaft, also wieder ein Fremder, ließ sich die ganze Einleitung zu seinem Rektorat in Verse fassen. Es wurde eine hübsche Schilderung der Wahl, eine ganze Seite lang, und da der Verfasser ein rechter Humanist war, fehlten darin weder dicke Lobeserhebungen noch die antiken Götter des Olymp. Der Autor verwendet als sein Zeichen einen Maiglöckchenstrauß, und im Sommer 1491 hat er dazu noch seine Initialen gesetzt, *I. H. G.*²¹². Das bringt uns auf die richtige Spur: es ist Johannes Heberling von Schwäbisch-Gmünd^{212a}. Heberling hatte sich im selben Semester immatrikuliert wie Brant, auch er schloß sich an Reuchlin an, welcher ihm in seinen Studien etwa drei Jahre voraus war. Doch blieb Heberling bei den *Artes liberales*, er war zweimal Dekan der Artisten, und 1491 ist er als Regens der Burse im Kollegiengebäude bezeugt. Im folgenden Jahr dann erscheint er als Mediziner an der Universität von Dole, und in Dole ist er geblieben, bis 1511 seine Spur sich verliert.

Der nächste Rektor war Bernhard Oiglin, er rückte mit dem genannten Eintrag Brants auf. Das folgende Semester brachte wieder ein Gedicht Heberlings, dann kommt ein unbezeichnetes, darauf eines des Professors der Poesie Jacobus Carpentarii, und so ging es noch eine zeitlang weiter. Kein Zweifel, die humanistische Poesie hatte die Rektoratsmatrikel erobert. Neu war auch, daß die Verfasser die Beiträge mit ihren Initialen zu zeichnen begannen. Bisher war das nicht üblich gewesen (allenfalls hatte gelegentlich ein Notar seine Liste der Neuimmatrikulierten unterschrieben), und es lag auch nicht im Sinn der Sache, denn die Texte bezogen sich ja auf den jeweiligen Rektor und nur auf ihn. Aber die Poeten legten offensichtlich Wert darauf, daß man ihr Werk kannte, und Brant hat sein Monogramm sogar nachträglich zu Stücken gesetzt, die er zwar verfaßt, aber nicht selber eingetragen hatte. Kein Zweifel, er betrachtete sie als Teil seines literarischen Werkes, und er wollte sich damit verewigen im buchstäblichen Sinne des Wortes. Auch das ist Humanismus.

²¹¹ Matrikel 1, 194, Schluß der Einleitung (das Monogramm dort falsch aufgelöst).

²¹² Vgl. Abb. 64.

^{212a} Über ihn s. Matrikel 1, 139 Nr. 42 und AK 1, 29f.

Werfen wir noch einen Blick auf die Schrift der Einträge. Heberling führt eine ganz unverkennbare Feder²¹³. Besonders auffallend sind die Kürzungsstriche am Wortende, die wie mit einem Schaft bis auf die Grundlinie heruntergezogen werden, und sein *g*, dessen Unterlänge „verkehrt“, das heißt gegen den Uhrzeiger gerollt ist. In seinem ersten Eintrag schreibt er rundes und sigmaförmiges Schluß-*s*, im zweiten dagegen meist gerades. Er verwendet die Ligatur *ct*, sein *d* dagegen ist stets rund. Bemerkenswert sind auch die vielen Majuskeln am Wortanfang.

Wenn Heberling auch biographisch in den Kreis von Reuchlin und Brant gehört, so kann man doch höchstens den schlanken, hohen Typus seiner Schrift damit in Zusammenhang bringen, im übrigen ist sie weitgehend individuell geprägt. Heberling ist ihr auch treu geblieben, so lange wir sie verfolgen können.

Jacobus Carpentarii, ein Elsässer, der sich als Poet wie Peter Luder auch in der Diplomatie versucht hat²¹⁴, schreibt stets rundes Schluß-*s*, dafür *e* mit Zunge und für *ae e-caudata*. Auch fehlen nicht typisch italienische Elemente: *d* mit horizontalem Strich durch den Schaft steht für *de*, und bei der geschwungenen Majuskel von *Tantalus* in Zeile 15 darf man wohl an die analoge Form denken, welche Bartolomeo Sanvito als Minuskel zu verwenden liebte^{214a}. Das *d* zeigt nur gelegentlich die ausgebildete gerade Form, meist fehlt der Abstrich, und es ist dann eine „steile“ Variante des runden Buchstabens. Im ganzen ist es eine etwas verspielte und mißglückte Humanistenschrift. Besonders stört der starke Kontrast, die fast unsichtbar feinen Haarzüge wirken unruhig.

Wir sind scheinbar vom Thema abgekommen; in Wirklichkeit stehen wir vor dem Ende unserer Untersuchung. Bald nach 1470 beginnen die Quellen zu versiegen, es gibt kaum mehr Handschriften aus dem Umkreis der Universität, die erhaltenen Briefwechsel dagegen setzen erst gegen Ende des Jahrhunderts kräftiger ein. Diese Lücke und die Fülle, die uns in der unmittelbar vorangehenden Epoche begegnet ist, heischt nach einer Erklärung. Es könnte sein, daß das Phänomen mit dem Aufkommen des Buchdrucks zusammenhängt. Die Übungstexte wurden seit je rasch verbraucht, weniger materiell als indem sie sich bald so dicht mit Notizen bedeckten, daß man nicht mehr gut daraus lernen konnte. So sind früher die Handschriften, später die Drucke zu Grunde gegangen. In der Zeit des Überganges blieben manche Manuskripte liegen, bevor sie ganz ausgenützt waren – die folgenden Studenten arbeiteten mit den einheitlicheren, kor-

²¹³ Abgebildet A N II 3, 85r (Abb. 64).

²¹⁴ Über ihn s. Matrikel I, 186 Nr. 21. Abgebildet A N II 3, 81v (Abb. 65).

^{214a} Beispiele bei J. WARDROP, *The script of humanism* (Oxford 1963) Tafeln 16ff.

rekteren und auch leichter lesbaren Inkunabeln. Die letzte Generation der handgeschriebenen Schulbücher sah also noch leidlich aus, deshalb wurden manche Stücke nicht weggeworfen und sind erhalten geblieben. So mag es gewesen sein. Entscheidend dafür, die Untersuchung hier abzubrechen, ist freilich ein anderes Argument: Die humanistische Schrift setzte sich immer mehr durch, nicht nur in Basel. Wer sie annehmen wollte, konnte bald aus einer Fülle von Vorbildern wählen: Handschriften aus Italien waren nicht mehr allzu selten, Briefe kamen hinzu, auch in Deutschland breiteten sich die lokalen Traditionen aus, ganz abgesehen von den immer häufiger vorkommenden Antiqua-Drucken, welche freilich für den Schreiber weniger wichtig waren, denn eine Kultur der kalligraphischen humanistischen Manuskripte wie in Italien gab es in Basel nicht. Mit den klaren Zügen der Entwicklung jedenfalls war es aus, und eine Untersuchung wäre nur dann sinnvoll, wenn sie sich auf ein weitgestreutes Material stützen und die Zentren der einzelnen Formen herausarbeiten könnte. Eine lokale Basler Schriftgeschichte ist nicht mehr möglich. So begnügen wir uns zum Schluß mit einigen Streiflichtern.

Reuchlins Schrift wirkte weiter, bis ins 16. Jahrhundert hinein. Man kann ihren Einfluß etwa bei Konrad Pellikan feststellen²¹⁵, und von den drei Söhnen des Druckers Johannes Amerbach gehören mindestens zwei, Bonifacius und Basilius, in dieselbe Gruppe. Konrad Leontorius, der Lehrer des Bonifacius, nannte sich selber einen Schüler Reuchlins, sicher war er ein Freund und großer Bewunderer des Gelehrten, und wie er selber dessen Schrift annahm, so brachte er sie auch seinem Schüler bei²¹⁶. Es waren Formen, mit denen man sich überall in Europa hätte zeigen dürfen, aber sie setzten sich nicht allgemein durch, nicht einmal am Oberrhein. Vor allem besaß der damals aktivste deutsche Humanistenkreis, derjenige um Konrad Celtis, seine eigene Schrift: Celtis schrieb gerades *d*, aber meist ein brezelförmiges, also durchaus noch gotisches Schluß-*s*²¹⁷. Sein Freund Johannes Trithemius tat es ihm gleich²¹⁸, und wenn das Brezel-*s* auch bei

²¹⁵ Schriftprobe etwa bei C. ROTH u. Ph. SCHMIDT (s. Anm. 209) Tafel 11.

²¹⁶ Vgl. AK I Nr. 340 (Brief des Bonifacius in Schulschrift und Nachschrift von Leontorius, mit Facsimile); für Basilius ebd. Nr. 435 mit Facsimile.

²¹⁷ Probe aus Wien NB, Palat. suppl. Gr. 43 bei J. BICK, *Die Schreiber der Wiener griechischen Hss.* (Museum, Abh. I; Wien 1920) Tafel 42.

²¹⁸ Vgl. das Facsimile aus einer kalligraphischen Hs. von 1508 (Wien N.B., cod. 3308) in: Maximilian I. (Biblos-Schriften 23; Wien 1959) Tafel 34. Über die Schrift des Trithemius und die erhaltenen Autographen s. K. ARNOLD, *Johannes Trithemius* (1971) S. 64–69 (das dort S. 68 angeführte Zitat *Inspiciamus volumina antiquissima, quae scriptores eruditi scripserunt, et ex eorum imitatione sumamus artis nostrae compendium* bezieht sich im Zusammenhang allerdings nur auf die Interpunktion, nicht auf die Schriftformen).

anderen hartnäckig immer wieder auftaucht²¹⁹, mag es dem Einfluß ihrer Gruppe zuzuschreiben sein.

Wie stand es indessen in den Schreibstuben der Basler Klöster? Die humanistische Schrift war offensichtlich eine Angelegenheit der Studenten und Professoren; gelegentlich mochte ein älterer Humanist ins Kloster eintreten und seine Art des Schreibens mitbringen – Heynlin ist ein Beispiel, Johannes Rot in Straßburg ein weiteres²²⁰. Unter den Brüdern, welche von früh auf tragende Glieder der Klostersgemeinde waren, fanden die neuen Formen aber erst im 16. Jahrhundert Eingang. In der Kartause war Georg Carpentarius nach Heynlin der erste, der gerades *d* geschrieben hat²²¹ – er ist 1509 eingetreten. Zu den Barfüßern brachte die neue Schrift der eben erwähnte Konrad Pellikan, der 1502 als Lesemeister nach Basel kam, und bei den Dominikanern war es, soweit wir wissen, Johannes Ulrichus Suevulus (Schweblin)²²². Von den andern Klöstern fehlt das Material, das über diese Frage Auskunft geben könnte.

Zum Schluß sei noch kurz Erasmus von Rotterdam erwähnt, der berühmteste aller Humanisten, welche je in Basel gewohnt haben. Als er 1514 bei seinem ersten Aufenthalt die Scholien zu den Briefen des Hieronymus niederschrieb²²³, verwendete er in seiner exakten, unauffälligen Gelehrtenchrift²²⁴ noch häufig gerades Schluß-*s* (daneben die Sigma-Form) und durchwegs rundes *d*. Diese Formen mag er einst in Paris als humanistisch kennengelernt haben. Daneben wußte Erasmus allerdings, wie ein kalligraphisches Manuskript auszusehen habe: Als er im selben Jahre 1514 für Thomas Wolsey seine Übersetzung von Plutarchs Traktat

²¹⁹ Oben bei Surgant, auch etwa bei Jakob Wimpfeling.

²²⁰ Sein Brief an Johannes Amerbach von 1492 (Druck: AK 1 27ff. Nr. 20) zeigt gerades *d*, sigmaförmiges Schluß-*s*, *ε* und andere Merkmale der humanistischen Schrift. – Der oben Anm. 106 erwähnte Basler Kartäuser Philipp Stauffer ist in seiner Klosterzeit als Schreiber nicht nachzuweisen.

²²¹ Über ihn s. Basler Chroniken 1 (1872) S. 309ff.

²²² Über ihn s. Ph. SCHMIDT, Die Bibl. des ehemaligen Dominikanerklosters in Basel (in: BZGA 18, 1919) S. 175–179; die dort S. 178 abgebildete Schriftprobe ist irreführend: in Glossen und anderen Bucheinträgen schreibt Suevulus überwiegend gerades *d*. Etwas früher als Suevulus war vielleicht Johannes Kuno (Cono), der seit 1510 in Basel lebte und gelegentlich auch gerades *d* schrieb, doch er war in erster Linie Gelehrter und hat im Leben des Konventes gewiß nicht viel bedeutet (über ihn s. H. D. SAFFREY, Un humaniste dominicain, Jean Cuno de Nuremberg, précurseur d'Érasme à Bâle, in: BHR 23, 1971, S. 19–62).

²²³ F. HUSNER, Die Hs. der Scholien des Erasmus von Rotterdam zu den Hieronymusbriefen (in: Festschr. Gustav Binz, Basel 1935) S. 132–146.

²²⁴ Was die Schrift des Erasmus, wenigstens in seinen späteren Jahren, so leicht erkennbar macht, sind nicht besondere Formen, sondern es ist der breite, breiige Strich (nach den Porträts zu schließen, hat Erasmus stets mit einer Rohrfeder geschrieben).

„De utilitate capienda ex inimicis“ kopierte²²⁵, schrieb er durchwegs gerades *d* und rundes Schluß-*s*. Genau derselbe Wechsel findet sich auch bei seinem gleichaltrigen englischen Freunde John Colet²²⁶. Das runde *s* hat Erasmus bald auch sonst angenommen, das gerade *d* hingegen blieb ihm ein Buchstabe der Schönschrift. In den Briefen richtet er die Oberlänge der runden Form zwar immer mehr auf, er macht sie aber nicht durch einen Abstrich zu einem richtigen Schaft: Es ist das „steile *d*“, das auch sonst nicht selten vorkommt²²⁷.

Hier wollen wir abbrechen. Die beiden ersten Jahrzehnte des 16. Jahrhunderts brachten nicht nur in Italien, sondern auch im Norden eine große Blüte der humanistischen Kursive. Es finden sich etwa in der Korrespondenz der Familie Amerbach mehrere Hände, die mit ihren klaren, ausgewogenen, wohl auch einmal kühnen und originellen Formen keinen Vergleich zu scheuen brauchen. Zugleich wurden die weniger anspruchsvollen Ausprägungen der neuen Schrift immer allgemeiner üblich, ihre Bedeutung als Bekenntnis zum Humanismus ging verloren. Es wird jetzt schwierig, bestimmte Schulen zu unterscheiden, denn die verschiedenen Traditionen vermischen sich, jeder liest die Formen aus, welche ihm am besten zusagen, und die normative Kraft einer Buchschrift fehlt. In der Kanzlei aber setzt sich die humanistische Schrift nicht durch. Es folgt die Reformation, und die führende humanistische Kursive, die römische Cancellaresca, kommt in den Geruch des Katholischen. Bald kannte man sie in unserer Gegend fast nur noch von den Kupfern ausländischer Tafelwerke.

²²⁵ A N VI 1.

²²⁶ Vgl. S. JAYNE, John Colet and Marsilio Ficino (Oxford 1963) Pl. 1–3.5.

²²⁷ Etwa bei Martin Luther.

Terminologie der Buchstabenformen

a	Minuskel-a	g	s-förmiges g
a	kursives a	œ	Bogenverschmelzung oe
ct	Bogenligatur ct	r	rundes r
d	gerades (Minuskel-) d	r	gerades r, mit Fuß
d	rundes (unziales) d	s	rundes (Majuskel-) s
d	steiles d	f	langes oder gerades s
e	e mit Zunge	ß	bretzelförmiges s
f	f mit Schlaufe (man beachte den Ductus)	σ	sigmaförmiges Schluß-s
g	g mit Spitze nach links	v	spitzes u, v

Titulus crucifixe

I HESVS NASARENVS NEX
IVDEORV

Latium

IESVS ONAZOREOS BASILEVS
TON IVDEON
IOSVAN MNOZRI MELECH
IHVDIM

Græam

עֵשׂוֹן מְלֶכְךָ
יְהוֹשֻׁעַ בֶּן־נָצְרֵת
בְּרֵיתֵנוּ

Hebraytum

mag. belli felicitate. In eo bello quod...
 quia dicebat ipse favore Imperatoris falso
 in fine erectus miles in eximianis
 uoluit apollonem et tandem...
 iustitiam esse. Quomodo pater eius dux...
 theodorus honorifice sepeliri. Et tunc
 atque Cavali magni/capti fuit fronda
 pud. Ven. uocari. Et post modum tempore facta
 -ta bus relictis filiis. Et duobus filiabus
 uida. Et cydia. Antonia et sophia filiabus
 vxore et filio mortuus est. In
 Et # ipse multa ex familia illorum
 vacari sunt



2. Padova, Museo civico, Mser. B.P. 954, S. 11.

quo thestinus est infans que nec fuit effode
 re nec latere poterit auferre. sicut amores diloc
 tissime matris vidue Chrouique geminorum et
 dilossumorum amicos dedi. dedi Libros et ut ora
 ame abierem litteras dedi solatia in quibus
 miser ego felicitate iam Latere inceperam. Et
 his agrum illum pacis et in primo possidere co
 fido. Tu ergo piissime deus ne me in illos dechmas
 sed via da nobis tuta di rex recti da firma patri etiaz
 et cor nruy tua dulcedine satiare possimus p rfmia
 secla secloz Amen. f. m. t. x. vij. de c. b. y. a. d. cccc. x. vij.

S. BAS. CEO.

3. Milano, Ambrosiana C 17 sup., 85r.



4. Basel, Grabplatte des Bischofs Bartolomeo de la Capra im Münster.

H
 & dictiones uidentur ipso adferte qm quis lingua
 grecam adfere uellet. que medie sit m^r gra
 matia et uulgare lingua. sic q p istas grammatias
 quis tales dictiones legendo intelligat. et a uul
 garibus istas pferendo intelligatur.

5. F VIII 3, 141r.

Illustrissima ac Excellentissima Domina nobis plurimum honorari
 Basiliensis nobiscum conculit de sancto proposito Celsitudis
 nasterio. Reuult etiam nobis Illu^m. D. V. petere ut prior ipse
 rum uestiaru facere dieb^{us} singulis celebrari. Qd' ubi audiuim^{us}
 pacto ac obligatiōe oneris huius assumeret. Diximus q^{ui} p^{ro} p^{ro} p^{ro}
 interuentione s^{ed} magis debet Religiosa Celsitudo uestra Eli
 rogare cui datur. ut pro uestra ac uestroru salute iugiter et
 sine dubio adimplebunt petitiōz Celsitudis uestre ac nō solū
 cipem faciant. Qd' multo plus est. q^{ui} duaru missaru tūmō t
 uestram uenire deceuisset. p^{ro} ipm. Illu^m. D. V. litteras dare
 scriberemus. Credētes eidem h^{oc} nō molestum fore. Videtur n^{on}
 rāe/debere libere deo offerre ac rogare. ut pro uestra ac uel
 pientes Elimosiam debere pro uobis onare. s^{ed} in ea promitte
 q^{ui} attentis reliquis onerib^{us} ordi^s ad duas missas singlis diab^{us}
 ant. quia omnib^{us} edidicatis hoc promissus adimplere nō pot
 in duab^{us} missis duas singlis ac speciales orōnes pro uobis ac
 participes facent. Isto mō credemus intentioni Celsitudis
 Illu^m. D. V. ut hunc venerabilem patrem exausatus heat. si
 Religiosi Viri promittē debent. qd' se uideant posse seruare
 nos ac hic ac ubiq^{ue} offerimus ad quibet Celsitudi. V. grata ac
 seruare dignetur p^{ro} tempora longiora. Ex Basilea die. 25. m

H. Cardinalis Sancte C
 Apostolicę sedis Legati

6. Basel StA, Kartaus Q 5.

Boni auz. / Ipso in nouello uestre inclite ac mag^{is}
 iustis laboribus ac studioꝝ meis sudoribus ma
 nsequi posse. Gressus itaq^{ue} meos non post
 : Sarcinulis compositis uos uersum p^{ro}pere di
 rei q^{ui} meis p^{ro}ci^{bus} exorat exptat.

ac Recepisse noie. p^{ro}ta^{rum} uiri generosi dñi frederici
 ac teneo. Expt^{us} de p^{ro}cor u^{er}as dñationes p^{ro}atas
 to exbuesare fiat. bñplacitu. Conueto quipe eius pecu
 oportuimus. Ex papia die xij. Septēbris.

quentissimus' Franciscus de uivaldis montis
 ueralis cuius et fucola

7. Basel StA, Erziehungs-Akten Z 2 Nr. 10.

uiles / post reconduone / Gator ad me has dñationes
 to adhuc infortunius pestis durare in u^{er}a ciuit^{ate} Basiliens^{is}
 e fuerit studium satis dminutu. cuius amplitudinem
 d^{is} u^{er}is successibus delectabur. n^{on} minus ac si ciuitatem
 ap^{ro}to cogor uobiscum fieri p^{ro}trus passioni sicut et conso
 non obtuiscer^{is} miseri deus dñitendo u^{er}am indignationis
 oribus in ipa u^{er}a ciuit^{ate} grates nō quis deo s^{ed} quas possuz
 neplacita et p^{ro} singulis offerendo p^{ro} modulo meo.
 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 30. 31. 32. 33. 34. 35. 36. 37. 38. 39. 40. 41. 42. 43. 44. 45. 46. 47. 48. 49. 50. 51. 52. 53. 54. 55. 56. 57. 58. 59. 60. 61. 62. 63. 64. 65. 66. 67. 68. 69. 70. 71. 72. 73. 74. 75. 76. 77. 78. 79. 80. 81. 82. 83. 84. 85. 86. 87. 88. 89. 90. 91. 92. 93. 94. 95. 96. 97. 98. 99. 100.

Doctor Franciscus
 de uivaldis

8. Basel StA, Erziehungs-Akten Z 2 Nr. 13.

Solent facinus mores voluptatum ac plebes ita duc
 ut se bellis simillimos: quas natura uentri pias
 deditque consistit: pedant. Cum enim corpus
 id efflagitet: quo uoluptate in mundum fere
 uosam uolunt possit: usque rebus se diuino animo
 contrarium permanere praestet: et miserabile dicitur
 est: qd nonnulli fructus morales deserte animi impio
 corpori ferunt. Dicitur: qd celesti animi indubia
 uti: & merita magnificat. Hinc sui ipsius praestantiaeque
 morali ignorans: atque sensus obitus sceleris & luxurie
 blandimentes se nobilissimam animam delectant: &
 amonitionem brutorum iam turpem sine ratione accipiunt.

Quasi si quis est: qui excellentiam mirantur animi publici
 technic sua agnoscit: & agnoscendo sequatur cum prima

13. Vaticano Palat. lat. 870, 192r.

Ex consensu spectabilium virorum huius almae universitatis dñj. Rectoris
 iustissimi. Et preclare facultatis artium dñj. Decani dignissimi
 Petrus Lüder pœsim professor: hodie hora serena in lectorio ordi-
 nariae disputationum Collegij maioris: fati et ordem publicam: qua
 argumentis ratioibusq; firmissimis ostendet studia humanitatis
 hystorographos Oratores: s. et poetas oibus fore capessenda
 uam quidem obrem oēs sciazz et studiosos et amatores adesse
 et benignas patientesq; adhibere aures rogati obsecrat obtulatur

14. München StBibl., Clm 466, 285av (etwas verkleinert).

Ac qualis uia tendis studiosi viator

Disce graues ausus et misera meos

Vimpha fuit forma parvæ plæta puillus

Et gence atq; apibus alba hæt meis

hec dū sciuus amor facibus mea puerora dixit

Leserat hæcibam virgo pudica pueros

Hæcibam vendit mores. mihi casta munda

Dux erat et studij alma diama suus

hæt ego scembar. sedet veng munda tolle

Inuat tonica ymela sua meo

Castas q; anstidit tabidus mas corda sagittis

Atq; pigme fixit amore puor.

19. F VIII 1, 150f.

ITETPRC ARDPRP
Oratio elegans ad Franciscum Regem Regem

Grave admodum et debilibus humeris meis vix portabile pondus:
miratissime rex: deus fœderis: xpiane lumen fides: iusticie domi
nium et obpressio subleuata submissio. Illustris principis Sigis
mundus melius dux austrie: hodie vno die ut cruce aduicem sui
Regis nati vix tota enunciatu imposuit. Tametsi puerissime
rex: impate. et mome sufficere huic mure me abo pta:
Attone q; uer uendo sue celsitudini pro maximo uer in me
beneficior aucta astraq; fid: atq; eius madaus utiq; mihi prieda
sit: ne longis uer ambigibis? In a qualidq; puer orauit mpo
fuit ad mpleu manus agguat. Quatq; ia rex labentibus armis
Gloriosissime rex: oes maiores Regis puel v. iudiciu domo
austrie famulare hntel: fuisse consilio auxilio q; pmp pferat
fuit: adeo ut ois eius spm mastitq; rebus q; stitua fuit. Jan
pude id caribus xlamissim rex fante et fiducias illustes
dux austrie gemoras vid: qui ut pta magnos fupel accepti
fuit: ppetua hac pnd vixit quac mada affirmate pthi
lice capiat pterissimud omi uirginu Radundon Regie
Natis vix germania: pthi nre Sigismundo illustes dux
et ad uer amos exquido pulca pte pa

20. F VIII 1, 167f.

Muto elegit sua ipse duob; abib; et se alim qm mto et alim puen mto et elegit ab elop; y e mto q; eadmd elegit ad et p dact ad mi puid de pte et h; elegit ab: m pabid ad ad ad sim: nre.

Amis tui p pulci gnuat q; dnuat.

Amis et fuit de pte m: fuit adp ut qm.

ip x mta de co
vamento qm
eris iustificat
ti itaq; possibi
litu quemlibz
eres? gloziam
lla det gratia
uatu ad uelle
i cogmationem
re omi acq;isita
potentia ordi
ei habitu per
som? gra mfu
quid gratia sine
p liberalitatez
ut mnd eriaz

lumen in aliqua actionem q excedat id
lumen sed illud de se est limitatu ad cogn
tionem habituz per uia sensuaz igit au
non potest in cogmto aliqua que non p
hru per uia sensus sed mltoru aliozum
cogmto est necessaria p statu isto ergo
hæc uer concludere uide? con eu q feat
eam fm em deductione itaq; lux increa
ta no potit ut intellectu agente Vt instru
mento ad cogmtoez alioz sine uer uer
tatis qz ths fm eu non pot haberi uia
sensu sine special illustracone et ita se
qu? q in cogmtoe sine uer uer uer lu
me mltu agente nullo mo habeat aliq
actionez qz uidetur incedens qz illa
actio e perfectior omi mte ne p qm

21. A I 5, 3v.

Intelligentio res non in his fortasse sunt Cum igit antiqui
illa que uel ad dispositionem legu pertinet mtracta reliquerunt
nos considerare melius erit et omno de republica ut quatu fi
eri pot de rebz humanis philosophia persicaz Primum si
quid in parte dem sit ad a maiozibz re id conem? referre
Demde ex collate reipublicaru considerandu est qualia
illa sint que ciuitates euectut et qualia unaqueq; tempub
licam et per quas causas alie re alie con gubernentur
His em usis forte magis mtelligem? quis reipublice status
sit optimus et quo unaqueq; reipublica constituta sit et
quibus et moribus.

Leonardi Arim libroru aristotelis
ethicorum f noua traductio
fuit foeliter

22. F I 2, 83v.

Bernhardus disthoff de vreden dnoꝝ aranoſt
 Johannes walther de weſtramae dnoꝝ areten de
 Johannes fauer de walle Conſtan dnoꝝ
 Mathaeus Epus de Baſilea
 Martinus negehm de lindow dnoꝝ Conſt
 Johannes beyr de heidenheim Auguſt dnoꝝ



Sebastianus vander de felthich Cure dyerſ
 Johannes de rura regentz bambergꝝ dyerſ
 Petrus ruyſentay de leich conſtan dyerſ

23. A. N. II 3, 24f.

Ingentie reid pſtatio ſama qua dno regnu noſtra floruit huc tua vicia ac ſopitas
 ad nos redicita Ego vero ut de me ipſo dita res melle omnia mea ſtudia atqꝝ omnes
 cogitationes libenter tibi ſauos De vno omꝝ fide bnuolentia honores qꝝ pleriqꝝ ſi quid
 erit qꝝ ame poſſit tue regie marſpati ullo ingenuo aut oſtino qꝝ ſtari no dubito et
 omnia pro te ſi opus erit ad ire pſtula omnes labores curas qꝝ ſuſcipe tu vero ipſo
 tua clemetia pro tua illa maſuetudine regia videbis ut qua fide arſpe nos ipſos
 pꝝcipis liberaſ qꝝ nra fortitudas atqꝝ omnes hoi regnu tue fidei pꝝſtati qꝝmſing
 eodem nos vltiſe beneuolentiaſ pꝝſequeris.

24. F. V 27, 133f.

VENTUS MVTIVS AVGVN SCEVOLA MVLIA
 nuntius de Celo talis ſortio ſuo memoriar & pꝝſe
 ſolebat hic dicitur illuꝝ in omꝝ ſermoniſ appellat vnde regem pꝝſe
 ſapientiar Ego em apꝝre meo ad ſenatus ita vnan
 aduꝝty ſumpta viliſi toꝝta ut quo ad & licet a ſenatoꝝe nꝝ
 Defecerat, ſꝝꝝ abeo pꝝudenter Diſſertatoꝝ, multa & breuiter & comode
 dita memoria comendabam, ſeci qꝝ ſudabam auſ pꝝudentia dicitur
 Quo mortuo me ad pontificem Seculoꝝum conuul, cuꝝqꝝ vni noſtra ſu
 tatis et ingenuo & iuſticia pꝝſentiffimus andeo dicitur Sed dicitur abeo
 Aliter reſeo ad Auguꝝꝝꝝ cum ſape mltz diceret in memꝝ illuꝝ de
 im in amꝝto ſedentꝝ ut ſolebat qꝝm & ſꝝꝝ vna canꝝ & pꝝmꝝ
 admodꝝ familiarꝝ in dia illuꝝ ſermonꝝ mꝝdꝝꝝ qui tꝝꝝ ſꝝꝝ mltz
 erat more Memuſi qꝝm pꝝſo dicit & eo magis pꝝ. Suluꝝ
 vltiore multuꝝ qꝝm vltꝝ ſuſuꝝꝝ pꝝſis captuꝝ dno a. a. vnoſum
 pꝝꝝꝝ pꝝꝝ qui tꝝꝝ erat Conſul Diſſertat. Qui em comuſiffime & ama
 riſſime dno vꝝꝝꝝꝝ qꝝm vnoſ offer hoiꝝ admꝝario nel queꝝꝝ ſꝝꝝ

25. F. II 42, 1f.

^{ut post aliquod tempus} princeps belli faciendi fuit. ^{ut} La tempestate plimos
^{ut se ut faciendi} cunseri generis homines ^{ut} a se iusse sibi dicitur. miter
^{ut} etiam aliquot que primo ingentes ^{ut} suphis suppro cor
^{ut} poris tollexerunt. Post ubi ^{ut} etiam tantumdo quesiit. Me
^{ut} negi huerie negi sumptui modum fecerat. ^{ut} Meni
^{ut} grande afluant. peteas se canlina credebat posse
^{ut} seruiha urbana sollicitate: urbem incendere utroscage
^{ut} uel aduigere sibi uel miserece. Sed m hys erat hynpma
^{ut} que multa sepe uiculis audane ^{ut} facinora amiserat
^{ut} Hec mulier genere nobilis atq; forma pprea uro
^{ut} atq; liberis suis fortunata fuit litteris grecis atq; la
^{ut} tims docta pallece. Alcare delegimus quam nea
^{ut} est cuiquam probe: multa alia que instrumenta luxest.
^{ut} Sed a carora temp omnia quam degit atq; pudicia
^{ut} fuit. ^{ut} Pecume an fame miso ^{ut} parceret haud facile
^{ut} discernere libidine sic accensa ut sepius petere
^{ut} uros quam peterece. ^{ut} Sed et sepe ^{ut} in hac fidon
^{ut} perdidit. ^{ut} creditum abitauerit. cecidit. ^{ut} scia hie

26. A. N. IV. 14. 1007.



^{ut} fecerit planti Sarsatione fuisse. Sarsatione est oppidum in ^{ut} Sarsatione
^{ut} in hinc in gona nobis. Sarsatione fuisse. Sarsatione est oppidum in ^{ut} Sarsatione
^{ut} fuit a nobis manumissus hinc. ut sibi uita comparat. ^{ut} Sarsatione
^{ut} et uia. Sarsatione fuisse. Sarsatione est oppidum in ^{ut} Sarsatione
^{ut} more gona. Sarsatione fuisse. Sarsatione est oppidum in ^{ut} Sarsatione
^{ut} et ob hoc a tamunis q; tamunis carere pcarit. Sarsatione fuisse. Sarsatione est oppidum in ^{ut} Sarsatione
^{ut} placuit. et copiant. Sarsatione fuisse. Sarsatione est oppidum in ^{ut} Sarsatione
^{ut} comedias. Sarsatione fuisse. Sarsatione est oppidum in ^{ut} Sarsatione
^{ut} ab hinc. Sarsatione fuisse. Sarsatione est oppidum in ^{ut} Sarsatione
^{ut} Sarsatione fuisse. Sarsatione est oppidum in ^{ut} Sarsatione
^{ut} Dum bellu gereret an thecolobis hostis
^{ut} Altimena urore caput usurarium
^{ut} Adterea foina solie sem gerat
^{ut} Ab sentia his Altimena decipit dolis
^{ut} Post q; redige veri complutrio r solia
^{ut} Terqi deludimr dolis in mruis moduz
^{ut} In me uirguz tumultus uxori r uro
^{ut} Donec cumd tonici uoce missa exethē
^{ut} Ad ulterz se uipiter cofessa est
^{ut} Alind argumentuz

27. Augsburg StBibl., 2° Cod. 125, 1r.

Factur enim generalissimū quidem de
omnibus sub se positis generibus speciebusq; et
de indiuiduis

Genus autem quod antea specialissimū
est et de omnibus specialissimis et de
indiuiduis. solū autē species de oībz indiuiduis.

34. F I 5, 11v.

ergo in necessarijs quidem fere similiter se habet.
et i his que insunt. similiter em̄ positis terminis et
i his q̄ insunt et in his que ex necessitate insunt
vel nō insunt et erit et non erit syllogism⁹
eum distabit i eo q̄ adiacet terminis ex nat̄e

35. F I 5, 160v.

QUE Vero est ipsius non esse in prima
et in media est primū igitur dicimus
quot modis sit in prima figura et quo
modo se habentibus propositionibus.
Collongit quidem igitur utrisq; falsis

36. F I 5, 284v.

Itaque vero que ex his que videntur p
habilia non sūt autē syllogisant

ergo de demonstratiuis quid' manalectis dic
tum est. de dialiecticis vero et tentatiuis. et

37. F I 5, 435r.

Credo michi cogitanti doctissim patres,
quibus in rebus apud quos mediocri
vix ingenij seu neq; doctrine periculo
de memetipso forem facturū. non
parū sane pauor irrepit. Nam
qui de rebus diuinis non illis vulga
ribus neq; vna vel altera disputa
tione sum verba facturū. sed de sumis
& abditissimis que nulla fere vel
temulter capit cogitatio. & tot p̄tra
disputatiombus que vel robustiores
humeros facile frangant. non inuix
vehementer contremisco. p̄sertim apud nos
quibus nichil ignotū nichil
latens nichil reconditū potest
afferri. Et equidem a me vix p̄caut
ab eoz ingenio & p̄stantissima
doctrina quos aliquando priozis man
data michi partes hoc loco gessisse.

38. F IX 5, 248r.

Credo michi cogitanti doctissim p̄ces, quibus in rebus
apud quos mediocri vix ingenij seu neq; doctrine
periculo de memetipso forem facturū. non parū sane
pauor irrepit. Nam qui de rebus diuinis non illis vul
garibus quas omnes loquitur neq; vna vel altera disputa
tione sum verba facturū. sed de sumis & abditissimis
que nulla fere vel temulter capit cogitatio. & tot p̄tra
disputatiōib; que vel robustiores humeros facile frangant.
haud abre vehementer contremisco. p̄sertim apud nos
viri officij quibus nichil ignotū nichil latens nichil reconditū
p̄t afferri. Et equidem a me vix p̄caut ab eoz ingenio & p̄
stantissima doctrina quos aliquando vidistis priozis man
data nūc michi p̄ces hoc loco gessisse.

39. A VII 13, 91v.

A tque ea diuersa penitus dum parte geruntur:
 I unomni monitu Turnus festinat in hostem:
 T encrozum naues Rutulis iactantibus ignem:
 N ympharū in speciem diuino numine uersae:
 E uryali & Nisi coeptus fuit exitus impar.
 P ugnatur. castra Aeneade uallumq; tuentur.
 A udacem Rutulum dat leto pulcher Iulus.
 F it uia ui. Turnus Bithiam & Pandarū altū
 D eucit: & totis uictor dat funera castris.

40. F III 3, 224r oben.

A enas urbe & totis et classe relictā
 S ceptra palatium sedemq; petiuit euandri
 N ec satis extremas chorū penetrauit ad urbes
 L idorū q; manū collectos armat agrestes

41. F III 3, 224r unten.

[Handwritten Latin text, likely a commentary or marginal note, written in a cursive script.]

42. A VII 12, 202r.

rustico & barbaro: neq; inceptio patrocinitoꝝ: capulari seni con/
 gruisset. nisi forte Emilianus pro sua seueritate exemplum dedit:
 et ipis maleficus infensus: accusationē istam: pro moꝝ integritate
 suscepit. At hoc ego Emiliano: nō huic afro: sed illi africano: et
 numantino: et preterea censorio: uix credidissem: ne huic fructici
 credā: nō modo odiū peccatorū: sed saltē intellectū inesse. Quid
 igit est? Cuius clare dilucet aliā rem inuidia nullā esse: que hunc
 et Herēnum Rufinum impulsorem huius: de quo mox dicam:
 ceterosq; inimicos meos: ad nectēdas magie calūnias prouocarit.

43. Aus Apuleius, Opera, Rom 1469.

tādē eliminari p̄cul a parisiōꝝ lutetia.
 Etenī quos ad hanc urbē, e tua germania
 libratos ascuisti. q̄ emendatos libros ad
 exemplaria reddunt. Idq; tute maesto stu/
 dio conatis: ut ne ullum quidem opus ab
 illis prius exprimat. q̄ sit a te, coactis
 exēplatis multis, castigatū litura mul/
 ta. Quare tibi, quæ carminū censori q̄nti/
 lio laus apud flaccū horatiū merito debe/
 atur: cum a gasparinea suauī faciūdia: tum
 aplerisq; nobilibus huius ciuitatis inge/
 niis. quæ desputa barbaria, lacteū fontē
 eloquētiae melle dulciorem degustant. &
 indies q̄dem auidius. Ego uero (quod in

44. Gasparinus Barzizza, Epistolae, Paris 1470 (Bl. 1v).

Item uolūm q̄ lectiones hoc modo singulis mutacionib;
 uidelicet q̄ decanus facultatis si legere uelit uel debeat
 sibi quā maluerit lectionem. deinde idem decanus c
 sex consiliarijs sibi de utraq; uia adiuuctis sedulis alijs
 uia cuius sint distribuende lectiones eisdem primo de
 sexuatis reassūptis omīs sint reliquas lectiones in eaden
 das uix utilitatem et profectum facultatis et scholarium d

45. Basel StA, in Erziehungs-Akten C C 2, 2r.

A A A B B B
A A A B B B
A A A B B B
H H H I I I K K K L L L
S T T U U U X X X Y Y Y

I I I C C D D E E E F F F G G H H H
M M M N N N O O O P P P Q Q Q R R R S S S
T T T U U U X X X Y Y Y

A A A a a b b b b b b c c c
r r r e e t t u u x x y y z z z
Arma virum qz cano

d e e f f g g h h i i k k l l m m n n o o p p p p p q q
r r r s s t t u u x x y y z z z

46. F VI 16, 190v/194r (etwas verkleinert).

omnes inanis hinc conuaria ceitus
abibus astidius plimioqi maderit ab unstro
ec suppositur liquidi es struet curer
dora nec quociqz terris fecit habere
ix ita immitibus discipulicet omia ceras
am que pios du massa latuere sub ipa
idera cepenit toto etruicere celo
cu regio foret illa sus aialibus orba
sua tenet celeste / sliu ferms qz dionu

inua am lach u sterna uehant idant
lana qz de videri hndilant yuce media
dignu scruuo reuoluia in pccata mudo
ut vna aruabul eoz aduoz qz aruonoz pto
vno decano fiduo pccatofol eoz
vnoz amozu conuicioz eoz
qz hanc dicit qz qz uolupoz aruonoz
vnoz vno aruoz vnoz vnoz vnoz
vno pccatu facit vnoz vnoz vnoz

47. F II 26, IV 2f.

In nomine dñi dei
Sabani qauri libri regu
Incipit series expostionu
Ono reuerentissimo z i mbs
xpi plimū venerando atqz
colendo patri hilduino abbati.

48. A II 23, 1f.

QVAVS EST
ARGO SALOMON
FILII DAVID
IN REGNO SUE
ET DOMINUS

claditelli. **S**alomon quod est
super omne nomen **P**recepit qz
salomon uniuerso israheli tri
dumy et centurionibus qz duobus
et iudicibus omni israheli et ptem
curibus familiarum et abijt cum

49. A II 23, 172v.

monte usqz ad nouissimam eius turrem
que sub iosephiano facta est annos 171
c. 1. **E**xplicit pñi **M**andabataz **J**unp
Explicit sibi libri **G**AVNIVS
liber historie mandabataz
licet breuor sit pccore ois

ipse est qui post amochu imperitorem
asie et sine regnauit. Qui et ipse reg
nominatus est soar. hoc est saluator
n hunc enim annorum numerus
qui scriptus est cl xxviii decurrit
Naro antiochus epiphani qui post
centesimū xxx septimū annu regni

50. A II 23, 369r.

Et tibi sume sint iuvenes bis resare digni
 Et tradat porro cesaris usq; genis
 Quis scilicet tibi quimpud luna ghuq;
 Expleat amissi munda rupta gener
 In des inter diuis insignis avitis
 Te veniens impatio collocat ipsa sumi

Et sic sunt hinc marcomi
publi elias anno 1261
An domini oani 22
infestog hinc

51. Prag UB, XXIII F 194, 55r.

Eneid Silvij poete Senensis de duobus
 amantibus Eucalo & Lucretia. opustulu
 ad Mariam Sostmii feliciter Incipit. p̄hinc
 d̄ignifico et generoso militi. dno Cu
 spari felich. dno noui castri resaro
 Cancellario. ac tarratu Ep̄a quibz
 Capitaneo. dno pio fapuo Eneas
 Silvius poeta. imperialis q̄ p̄vatus
 p̄. dicit. et p̄ addit comendati; Marianus
 Senen̄ intervariet̄ meus. Vir cū m̄is m̄gum
 tum h̄m̄i m̄t̄ant̄ cuiq; ad huc simile d̄s̄m̄is
 ne sim heros: duos amantib; p̄b; ut d̄s̄m̄is
 rogant̄ me h̄is d̄s̄b; fiat. Nec referre d̄p̄
 rem verum agerem. an amore poetico fingere.
 Quis qui d̄r̄ st. N̄ dubit̄ p̄ h̄i copiam.
 Neq; ei p̄ter formam naturā m̄ud̄. Nonno
 est. n̄si com̄a familia d̄bit̄. cu p̄vatus so
 m̄ud̄ cognomen. Vir est elegans verb̄ v̄m̄is
 consule. Historias om̄es noit̄. Poetrie p̄
 r̄nis est. Cymen fuit et Latinū et t̄s̄m̄. p̄h

53. O III 23, 47r.

Pigerida comitatus coloris summe ride
 Sacerdos unguis lamo & d̄m̄ta capillas
 Quis tuas depone h̄as ad̄s̄ r̄ch̄a p̄llas
 Quis fane creta v̄tis q̄a p̄he p̄cto
Sumeri de troia
 Quoniam fuit accipe
 Ex h̄s̄ilea Anno 1261
 In octavo Sarcolumes

52. Prag UB, XXIII F 194, 103v.

Modus domus h̄en? Nols ord̄ p̄d̄m̄s
 Hora est iam de somno surgere. h̄ntur har̄ v̄ba
 originalitate ad v̄s̄ x̄m̄. L̄ctionalitate in epla ho
 die r̄ne solennitat̄. h̄ic loco thematis assurgere
 Ex quibus v̄bis erit brevis sermo vulgaris dinamili
 m̄st̄ant̄e gr̄a. Quod v̄nd̄ d̄m̄ h̄ert̄it̄e gottes
 des allm̄ert̄igen v̄t̄as, kunst v̄nd̄ w̄issh̄eit
 sine eingeboren sine v̄s̄t̄e h̄er̄i r̄sti r̄isti
 qūnt̄ur v̄nd̄ l̄chi gottes des h̄eligen geistes
 h̄e m̄it̄ ick v̄nd̄ mir/ die die begoren s̄v̄erend
 mit demut amen. Die wort so ick in latin in
 lutend noch don latin zenist̄ also. N̄o p̄yge est
 quida motus s̄b̄ mente p̄s̄t̄ic̄e q̄ p̄t̄e t̄m̄ 29. s̄b̄ p̄m̄
 t̄m̄ adque s̄ m̄c̄m̄. et medm̄ s̄. r̄bulat̄is in
 Idco p̄ d̄ict̄ quō p̄m̄ p̄v̄on̄at̄ somno in Idco
 d̄m̄t̄ v̄a m̄th̄eart̄ h̄ora d̄ iam in v̄s̄ melozen

54. A VII, 8, 127r.

.IX. Marolf

Imperator alisonans Maias celebrare kalendas
 Ad ueteres raris ebullit loqui coeunt
 Collocat hi proprias mox sedes quosq; pedellus
 Inter uicis linck pyramia sacra datur
 Recedunt ueteres totaq; cohorte priores
 Discutiunt clubiq; quibus modo rector erit
 Inter Joannes ex friburg Comione Marolf.
 Rector deligit, plausibus aula sonat
 Approbat ipse senex, probat hoc rectus iuuenis
 Ex friburg Rector parsumator adest
 Dignum laure mori mea musa uetat pia uicibus
 Celo preteritur terra sola beat
 Uuat ea felix, felitior fut futurus
 Laus et honor Marolf perpetuus erit
 Nec diuturna moriet boner stat famulus ore
 Atq; hians, tua dum Osiphia saxa ruit
 Hoc Rectorare raret Virtu pannonia rige
 Ambiguus hares Maxima bella mouet
 Maximilian fac sua, notus, et honestu
 Et intera fuerit si mox fara uelint
 Gimmusui basilea tui hoc Rectoris otolares
 Charta recepit, quos altera lenis habet

1890.

Kar.